

WIR NEHMEN

RASSISMUS

PERSONLICH

EDITORIAL

Täglich machen Menschen in Deutschland rassistische Erfahrungen. Sie werden aufgrund ihrer „Hautfarbe“, ihrer vermeintlichen Religion oder anderer Zuschreibungen von den Angehörigen der *weißen* Mehrheitsgesellschaft diskriminiert und ausgegrenzt. Rassismus zeigt sich in verschiedenen Ausprägungen und in allen Lebensbereichen: in der Politik, bei der Job- und Wohnungssuche, beim Arzt, in Schule und Universität, auf dem Fußballplatz und in der Disko oder im alltäglichen Gespräch.

Dabei treten rassistische Klischees und Vorurteile zutage, die über Generationen durch gesellschaftliche Praxis weitergegeben und verfestigt wurden. Sie drücken sich in unserem Handeln aus – manchmal offen, häufig unbeabsichtigt. Doch Betroffene berichten oft davon, dass subtiler und gedankenloser Alltagsrassismus für sie nicht weniger verletzend und ausgrenzend ist als ein offener rassistischer Angriff.

Zudem führt Alltagsrassismus dazu, dass sich zum einen in Behörden und staatlichen Einrichtungen institutioneller Rassismus etablieren kann. Zum anderen fühlen sich offen rassistisch denkende und handelnde Menschen dadurch bestärkt. Der drastische Anstieg rassistischer Gewalt in Deutschland seit 2015 hat auch damit zu tun, dass die Täter_innen das veränderte gesellschaftliche Klima als Ermutigung empfinden.

Rassismus ist somit ein politisches, aber zugleich auch ein gesellschaftliches Problem, das nicht auf politisch rechts motivierte Straf- und Gewalttaten verengt werden kann und darf. Jede rassistische Handlung ist menschenrechtsverletzend. Sie verneint die Gleichheit aller Menschen und ist daher auch ein Angriff auf die Grundwerte unserer Gesellschaft.

Wenn wir in einer offenen und vielfältigen Gesellschaft leben wollen, dann kommen wir nicht umhin, uns mit Alltagsrassismus zu beschäftigen. Wir haben die Verantwortung, seine Wirkung auf Betroffene zu verstehen, ihre Sichtweise anzuerkennen und unser Verhalten zu ändern. Kurz: Auch die Angehörigen der *weißen* Mehrheitsgesellschaft müssen Rassismus persönlich nehmen.

Die vorliegende Broschüre zum Thema Alltagsrassismus wendet sich an jede_n Einzelne_n von uns und ruft dazu auf, entschieden gegen Rassismus vorzugehen. Sie dient als Leseheft und Nachschlagemöglichkeit sowie zum Einsatz in der politischen und kulturellen Bildungsarbeit. Die Zusammenstellung der Texte ist das Ergebnis eines intensiven Austauschs mit Selbstorganisationen von Menschen mit Rassismuserfahrung sowie Expert_innen für Antidiskriminierung.

Im Zentrum der Broschüre stehen Berichte von individuellen rassistischen Alltagserlebnissen. Zudem führen Texte von Amnesty International (gelb unterlegt) und Gastbeiträge (weiß unterlegt) aus unterschiedlichen Perspektiven in das Thema ein.

Marieme Agne, Studentin, berichtet im Einstiegstext „Rassismus im Alltag“ von ihren persönlichen Erfahrungen und davon, warum sie sich wünscht, dass auch ihre *weißen* Mitmenschen Rassismus nicht einfach hinnehmen.

Toan Quoc Nguyen ist politischer Bildungsreferent und beleuchtet in seinem Text, wie sich Alltagsrassismus zeigt und warum es wichtig ist, dass sich die *weiße* Mehrheitsgesellschaft um wirksame Rezepte dagegen bemüht.

Marie Piper, die sich unter anderem bei Amnesty gegen Rassismus engagiert, erzählt im Anschluss, wie sie verstanden hat, dass sie als *Weiße* in diesem Land privilegiert ist und welche Verantwortung für sie daraus erwächst.

Tupoka Ogette, Antidiskriminierungstrainerin, schreibt darüber, wie wichtig es ist, Schwarze Menschen – insbesondere Kinder – darin zu bestärken, sich gegen die ihnen aufgedrückten Stereotype zur Wehr zu setzen.

Alice Lanzke von den Neuen Deutschen Medienmachern spricht im letzten Beitrag über die Bedeutung der Auseinandersetzung mit unserer Sprache im Kampf gegen Rassismus.

Der Text „Das kannst du tun“ zeigt Handlungsempfehlungen auf, wie *weiße* Menschen gegen Rassismus vorgehen können. Die Broschüre schließt mit einem Glossar und Leseempfehlungen.

Denn für alle, die sich gegen Rassismus einsetzen wollen, lautet die erste Empfehlung: Informier dich!

In dieser Broschüre finden sich unterschiedliche Bezeichnungen für Menschen mit Rassismuserfahrung, zum Beispiel Schwarze Menschen, Menschen of Color oder türkeistämmige Menschen. Diese Begriffe sind nicht durch Amnesty International definiert; wir haben uns aber dazu entschlossen, sie zu verwenden, weil es sich um Selbstbezeichnungen von Menschen mit Rassismuserfahrung handelt. Allen Bezeichnungen ist gemeinsam, dass sie eine politische und gesellschaftliche Position in mehrheitlich *weißen* westlichen Gesellschaften beschreiben.

Rassismus im Alltag

**Als ich das N-Wort das erste Mal hörte, war ich ungefähr vier Jahre alt:
Ein Kind, nicht viel älter als ich, machte seine Mutter auf das „Negerkind“
aufmerksam und zeigte staunend mit dem Finger auf mich.
Ich kannte die Bedeutung des Wortes zwar nicht, aber ich merkte,
dass es nicht neutral war und dass irgendetwas mit mir und meinem
Aussehen nicht in Ordnung zu sein schien.**

Seitdem hat mich das Wort ständig begleitet. Ich hörte, wie Menschen es benutzten, um mich zu beschreiben, es wurde mir hinterhergerufen oder verärgert ins Gesicht geraunt. Und es kam in meinen Lieblingsbüchern vor, in Pippi Langstrumpf oder Jim Knopf. Bis heute löst es ein unglaubliches Unbehagen in mir aus, es lässt mich innerlich verkrampfen und ich meine, alle Augen im Raum auf mir zu spüren, wenn es genannt wird. Auch wenn es mich jedes Mal aufs Neue trifft und überrascht, habe ich mittlerweile gelernt, halbwegs souverän mit solchen Situationen umzugehen, auch wenn es mir nicht immer gelingt.

Rassismus tritt in ganz unterschiedlichen Formen auf: Manchmal tritt er offen und gewalttätig auf, manchmal versteckt und unbeabsichtigt. Eine Form von Rassismus, die für die meisten Menschen, die nicht direkt von ihm betroffen sind, unsichtbar bleibt, ist der Alltagsrassismus. Er wird oft verneint oder heruntergespielt und Betroffenen wird gesagt, sie sollen sich doch bitte nicht so anstellen. Dieser alltägliche Rassismus entsteht oft ungewollt und aus Unwissenheit, manchmal aber auch aus schierer Ignoranz.

Er äußert sich in scheinbar harmlosen Fragen wie dem typischen „Woher kommst du?“ oder in vermeintlichen Komplimenten wie „Du hast aber schöne Haare, darf ich die mal anfassen?“ oder „Sie sprechen aber gut Deutsch“. Am Flughafen als Einzige vom Zoll kontrolliert zu werden oder aus Angst vor einer Ablehnung nicht mit zu einer Wohnungsbesichtigung zu kommen sind Erfahrungen, die für von Rassismus Betroffene leider zum Alltag gehören. Es ist wichtig und unerlässlich, dass sich Menschen

deutlich gegen jede Form von Rassismus aussprechen. Diese Verurteilung von Rassismus darf jedoch nicht vor dem eigenen Rassismus haltmachen. Es ist wichtig, sich mit den eigenen rassistischen Handlungen und Denkweisen auseinanderzusetzen. Mit der eigenen Sprache und dem eigenen Unwissen, aber auch mit der eigenen Ignoranz. Es ist wichtig, die rassistischen Erfahrungen anderer als solche anzuerkennen und nicht herunterzuspielen, denn was eine rassistische Erfahrung ist, kann im Zweifel nur die Person beurteilen, die sie gemacht hat.

Was für mich oft schlimmer war als die rassistische Alltagserfahrung selbst, war die Untätigkeit meiner Mitmenschen. Rassistische Angriffe und Beleidigungen sind verletzend und beängstigend. In einer solchen Situation von den Umstehenden aber keine Unterstützung zu erfahren, ist noch demütigender und vermittelt mir das Gefühl absoluter Einsamkeit und Hilflosigkeit. Ich möchte spüren, dass mein Umfeld nicht schweigend zustimmt. Ich möchte ein Wort der Verteidigung hören oder ein Zeichen des Beistands sehen. Ich möchte wissen, dass meine Mitmenschen Rassismus nicht hinnehmen, auch wenn sie selbst nicht direkt betroffen sind.

Diese Broschüre möchte deshalb ihren Teil dazu beitragen, dass sich mehr Menschen damit beschäftigen, was Rassismus ist, wo er auftaucht und wie er uns begleitet. Dass mehr Menschen bereits im Alltag aufmerksam auf rassistische Diskriminierungen werden und begreifen, dass sie auch im Kleinen schon Großes gegen Rassismus erreichen können. Lasst uns Rassismus persönlich nehmen.



MARIEME AGNE

studiert Politik und Recht und ist zurzeit Praktikantin im Berliner Amnesty-Büro. In der Abteilung „Länder, Themen und Asyl“ arbeitet sie unter anderem zu den Themen Polizei, Rassismus und Hate Crimes.

RASSISMUS UND MENSCHENRECHTE

Wir nehmen Rassismus persönlich, weil Amnesty International eine weltweite Bewegung ist, die sich für die Durchsetzung der Menschenrechte auf der ganzen Welt einsetzt. Grundlage unserer Arbeit sind alle menschenrechtlichen Normen, die in unterschiedlichen Menschenrechtsverträgen und -abkommen festgehalten sind. Die zentralen Dokumente sind dabei die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (AEMR), der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (UN-Zivilpakt) sowie – für die Arbeit in Deutschland – die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) und das Grundgesetz (GG).

All diese Dokumente sind im Kontext der Erfahrungen zweier Weltkriege, der Verbrechen des Kolonialismus sowie des Nationalsozialismus entstanden und folgen dem unbedingten Wunsch, dass sich diese Verbrechen an der Menschheit nie wiederholen dürfen. Deshalb ist in Artikel 2 der AEMR, in Artikel 3 des GG sowie in Artikel 14 der EMRK festgeschrieben, dass kein Mensch wegen seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner „Rasse“, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden darf. Es gilt ein absolutes Diskriminierungsverbot.

Darüber hinaus hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte explizit auf die Unterschiedlichkeit dieser Diskriminierungsformen hingewiesen und klargestellt, dass die Gleichsetzung von rassistischer Diskriminierung mit nicht rassistisch motivierter Diskriminierung ein wissentliches Ignorieren der spezifischen Art der rassistischen Diskriminierung darstellt. Deshalb ist es so wichtig, bei Rassismus auch von Rassismus zu sprechen und nicht von Fremdenfeindlichkeit, wie dies hierzulande häufig der Fall ist. Denn leider gibt es in Deutschland eine deutliche Tendenz der Verharmlosung und Leugnung rassistischer Realität, die das Sprechen über Rassismus in Deutschland sehr schwer macht. Weil im postnationalsozialistischen Deutschland nicht sein kann, was nicht sein darf, werden allenfalls massive Formen rassistischer Vorkommnisse wie körperliche Übergriffe, die mit offen rassistischen Beleidigungen einhergehen, als rassistisch motiviert verstanden. Ansonsten negiert man in Deutschland das Problem regelmäßig, weil Rassismus oft fälschlicherweise im Kontext des Extremismusansatzes auf eine rechte Ideologie, rechte Strukturen oder das bewusste Handeln von Einzeltäter_innen reduziert wird.

Diese Haltung verneint und verkennt aber, dass Rassismus in einer mehrheitlich *weißen* Gesellschaft und im Kontext kolonialer sowie nationalsozialistischer Geschichte nicht mit dem Ende des Kolonialismus oder des Nationalismus aufgehört hat zu existieren. So wird beispielsweise in deutschen Gesetzestexten immer noch der „Rasse“-Begriff benutzt, obwohl das „Rasse“-Konzept wissenschaftlich längst widerlegt ist, weil es sich um biologischen Unsinn handelt. Auch das Verständnis, die demokratische Mitte der Gesellschaft sei prinzipiell frei von Rassismus, weil dies nur ein Problem von einigen wenigen extrem Rechten sei, verkennt die Lebenswelt vieler von Rassismus betroffener Menschen in Deutschland.

Rassismus ist ein grundlegendes, die gesellschaftlichen Verhältnisse strukturierendes soziales Konstrukt, das sich tagtäglich individuell und strukturell als bewusste oder unbewusste Diskriminierung zeigt.

Rassismus spaltet die Gesellschaft, weil er Menschen in Gruppen einteilt und damit ein gemeinsames „Wir“ gegen die „anderen“ herbeiredet. Die „anderen“ werden dabei negativ bewertet, weil sie „unsere“ Werte nicht teilen oder prinzipiell krimineller seien würden als „wir“, „Deutschen“. Wir von Amnesty möchten diese Spaltung der Gesellschaft nicht, deshalb nehmen wir Rassismus persönlich und reflektieren auch unsere Rolle als mehrheitlich *weiße* Organisation. Denn Rassismus geht uns alle an!

Amnesty International ist eine der mitgliederstärksten zivilgesellschaftlichen Organisationen Deutschlands. Und damit gleichzeitig Teil und Ausdruck der deutschen Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die strukturell von Rassismus geprägt ist und in der *Weißsein* mit Privilegien verbunden ist. Auch in der deutschen Amnesty-Sektion sind bisher überwiegend *weiße* Menschen in Haupt- und Ehrenamt tätig.

Mit unserem Einsatz gegen Rassismus in Deutschland wollen wir daher nicht nur die Politik und die Öffentlichkeit erreichen, sondern auch unsere eigene Position kritisch reflektieren und damit auch intern dazu beitragen, dass immer mehr Menschen rassistische Strukturen gemeinsam verändern können.

“RACE DOESN'T EXIST, BUT IT DOES KILL PEOPLE.”

„Rassen' existieren nicht, aber Rassismus tötet.“
COLETTE GUILLAUMIN

COLETTE GUILLAUMIN (*1934) ist eine französische Soziologin und Feministin. Ihre Recherchen zum Thema Rassismus waren wegweisend. Zugleich gehörte sie zu den ersten Soziolog_innen, die gezeigt haben, dass der Begriff „Rasse“ keinen wissenschaftlichen Wert hat. Das Zitat stammt aus Guillaumins Buch **Racism, Sexism, Power and Ideology** (1995).

Der Begriff „Rasse“ ist – insbesondere im deutschen Sprachgebrauch – problematisch, da er mit einem wissenschaftlich nicht haltbaren biologistischen Konzept verbunden ist und nicht als soziale Konstruktion verstanden wird.^[1] Biologisch unterschiedliche „Menschenrassen“ aufgrund von äußeren Merkmalen herzuleiten, entsagt jeglicher wissenschaftlichen Basis.

Der Begriff steht für eine lange Geschichte rassistischer Vernichtung und Gewalt. Die UNESCO hat bereits 1950 festgestellt, dass er für ein gesellschaftliches Konstrukt steht, das unermessliches Leid verursacht hat.^[2] Mit Rassentheorien wurden die Sklaverei, eine gewalttätige Kolonialpolitik und die Verbrechen der Nationalsozialist_innen gerechtfertigt.

Aufgrund seines rassistischen Bedeutungsgehalts wird dieser Begriff, wenn überhaupt, in Amnesty-Materialien nur in wörtlichen Zitaten Dritter verwendet.

[1] Hendrik Cremer, „... und welcher Rasse gehören Sie an?“ Zur Problematik des Begriffs „Rasse“ in der Gesetzgebung, hrsg. vom Deutschen Institut für Menschenrechte, 2. Aufl., 2010
[2] UNESCO, **Statement on Race**, Paris 1950

„Offensichtlich und zugedeckt“

Alltagsrassismus, was verbirgt sich dahinter?
In welchen Situationen er sich zeigt, welche individuellen und strukturellen Ausprägungen er hat und was man gegen ihn tun kann, beschreibt Toan Quoc Nguyen aus seiner Sicht.

„Gehst du mal in deine Heimat zurück?“
„Was, nach Bielefeld? Nee!“
(NOAH SOW, **Deutschland Schwarz Weiß**, 2008)

Die Schwarze Autorin und Aktivistin **Noah Sow** kontert diese Frage humorvoll. Ob sie wirklich aus Bielefeld kommt, ist unbedeutend. Denn auch, wenn sie aus Hamburg, Leipzig, Esslingen oder Hemmingen stammen würde –

die fragende Person unterstellt ihr eine „Heimat“ fern von Deutschland. Schlimmer noch: dass sie hier nicht „richtig“ dazugehöre und ob sie „dorthin zurück“ gehen möge. In dieser Frage, genauso wie in der Frage „Wo kommst du her?“, drückt sich beispielhaft der tägliche Rassismus aus, mit dem es Schwarze Menschen, Menschen of Color und Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland häufig zu tun haben.

Und das, obwohl wir als

People of Color hier (mehr oder weniger) zu Hause sind oder unseren zentralen Lebensmittelpunkt haben – und das seit Generationen.

Dementsprechend braucht es positive und politisch besetzte Selbstbezeichnungen, die sich gegen jegliche rassistische Fremdzuschreibungen und Fremdbezeichnungen der Mehrheitsgesellschaft erwehren. Hierzu zählen die hier aufgeführten solidaritätsstiftenden Begriffe wie Schwarze Menschen (mit großgeschriebenem „S“) und Menschen of Color. Diese sind von uns als selbst gewählte Bezeichnungen aus dem Widerstand gegen Rassismus erwachsen und sind verbunden mit einem zentralen Zweck: Rassismus zu benennen, den *weiße* Mehrheitsangehörige selbst nicht erleben und oft nicht wahrnehmen. Es geht um Rassismus als Phänomen, das eine ganz bestimmte Entstehungsgeschichte mit weltweiten Auswirkungen hat und das sich auch heute noch individuell und strukturell als konkrete oder subtile Diskriminierung zeigt.

Dabei geht es keineswegs – wie bei den Begriffen „of Color“, „Schwarz“ oder „weiß“ häufig missverstanden – um den einfachen Bezug zur „Hautfarbe“, das wäre sehr verkürzt und unangemessen, sondern um den Blick auf ausgrenzende, benachteiligende oder begünstigende Strukturen in der Gesellschaft. Ob eine Person vielseitige, unmittelbare Erfahrungen mit (Alltags-)Rassismus macht oder nicht, hängt also mit der eigenen gesellschaftlichen Position und den dahinterstehenden gesellschaftlichen (Macht-)Strukturen zusammen. Gemeinsam ist all diesen Positionen, dass sie sich in unterschiedlichen Rollen in den alltäglichen Inszenierungen und Erscheinungsformen des Rassismus wiederfinden.

Wer glaubt, frei von Rassismus zu sein, sollte NOAH SOWs Buch **Deutschland Schwarz Weiß** lesen. Sow beschreibt Alltagsrassismus in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft anhand anschaulicher Beispiele, irritierend und aufklärerisch zugleich. NOAH SOW, 1974 in Bayern geboren und dort aufgewachsen, arbeitet seit ihrem 18. Lebensjahr fürs Radio. Als Künstlerin, Aktivistin, Dozentin, Sprecherin und Autorin engagiert sie sich in unterschiedlichen Projekten der Antirassismusbewegung. 2010 ist **Deutschland Schwarz Weiß** auch als Hörbuch erschienen.

„Vielseitig und machtvoll“ Formen des Alltagsrassismus

Alltagsrassismus hat viele Gesichter. Es ist die Frage nach der – vermeintlichen – Herkunft, obwohl man in Rostock geboren wurde. Es sind die abwertenden Blicke im Bus, die rassistischen Rufe im Stadion oder auch die Zurückweisung an der Diskotür. Der mit zweierlei Maß messende Ausbilder, die rassismusunsensiblen Kolleg_innen oder die diskriminierenden Darstellungen in Büchern, Zeitungen und Filmen. Vermeintliche Komplimente wie „Du sprichst aber gut Deutsch“ oder lobend gemeinte Verallgemeinerungen wie „asiatische Schüler_innen sind immer so fleißig“ sind weitere Beispiele für Alltagsrassismus.

Eines haben diese Beispiele gemeinsam: Starre, althergebrachte Einordnungen werden bemüht, um Menschen nach Ethnien, Nationen, Kulturen oder Rassenkonstruktionen in Schubladen einzusortieren. Diese Einordnungen sind zumeist negativ, bestimmt von rassistischen Denk- und Handlungsmustern. Was hier passiert, ist, dass Menschen in Gruppen eingeteilt werden, und zwar in „wir“ und „sie“. „Othering“, „Veränderung“ nennt die Soziologie diesen Prozess, der beinhaltet, dass „sie“ im Gegensatz zum „wir“ meist negativ bewertet werden. „Sie“ sind zum Beispiel unzivilisiert, rückständig und kriminell, „wir“ dagegen zivilisiert, modern und anständig.

Alltagsrassismus ist nicht immer leicht zu erkennen. Er kann sich deutlich in Form von rassistischen Beleidigungen und herabwürdigenden Handlungen zeigen, doch erscheint er auch ganz subtil. In vielen Witzen und unbewusst geäußerten Vorurteilen, aber auch im – bewussten –, „Übersehen“ und Nicht-Beachten von Menschen of Color kommt Alltagsrassismus zum Vorschein. Dass Vorurteile oft unbewusst und unbedacht geäußert werden, bedeutet nicht, dass sie harmlos wären; sie sind nicht minder wirksam. Die Psychologin und Autorin **Grada Kilomba** hat Rassismus einmal prägnant als „Vorurteil kombiniert mit Macht“ beschrieben.

In jeder Gesellschaft gibt es ein sogenanntes „rassistisches Wissen“, das aus Vorurteilen, Stereotypen oder Vorstellungen über „Andere“ besteht. Über diese Vorurteile herrscht ein (mehrheits-)gesellschaftlicher Konsens, etwas „ist so“ – das ist rassistisches Wissen. Dieses rassistische Wissen zieht sich quer durch alle Schichten und Gesellschaftsbereiche. Es ist nicht nur an den Stammtischen anzutreffen, sondern auch in der Politik. Damit ist nicht gemeint, dass jedes Individuum dieser Mehrheitsgesellschaft per se rassistisch ist. Es bedeutet vielmehr, dass es über Institutionen wie Schule

und Massenmedien eine gemeinsame Sozialisation gibt, durch die rassistische Vorurteile vermittelt und über Generationen gefestigt werden. Dies prägt sich dann in unterschiedlicher Form und Intensität aus: sowohl im Handeln von Individuen als auch in institutionellen Praktiken.

Für den Alltagsrassismus, mit dem viele in Deutschland lebende Menschen ständig konfrontiert werden, ist (gesellschaftliche) Macht sehr entscheidend. Die Mehrheitsgesellschaft entscheidet, was „normal“ ist – und hinterfragt diese Normalität in der Regel nicht. Sie hält eine historisch gewachsene (*weiße*) Normalität aufrecht. Sie hat Gestaltungsmacht: Sie legt fest, wer sich wie zu integrieren oder anzupassen hat. Sie hat Repräsentationsmacht und entscheidet, wer wie dargestellt wird. Und sie hat Entscheidungsmacht und bestimmt, wer wie welche Entscheidungen treffen darf oder – das ist ihre Definitionsmacht – wer wie was deuten oder sagen darf.

GRADA KILOMBA, geboren 1968, ist eine portugiesische Autorin, Dozentin, Psychologin und Künstlerin. Ihre Arbeit konzentriert sich auf die Themen Trauma, Erinnerung, Rassismus, Gender und Postkolonialismus. In ihrem literarischen Werk verbindet sie lyrische Prosa mit dem wissenschaftlichen Diskurs und geht damit Erinnerungsspuren der Versklavung und des Kolonialismus sowie des alltäglichen Rassismus nach. So auch in ihrem Buch **Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism** (2008), das alltägliche Rassismuserfahrungen in Form von psychoanalytischen Kurzgeschichten versammelt. Weitere Informationen zu Grada Kilomba unter www.gradakilomba.com



TOAN QUOC NGUYEN ist freiberuflicher politischer Bildungsreferent, Coach und Prozessbegleiter. Er arbeitet seit Jahren schwerpunktmäßig zu den Themen Antidiskriminierung, Rassismuskritik und Empowerment. Darüber hinaus schließt er zurzeit seine Doktorarbeit zum Thema „Rassismuserfahrung und Empowerment von Schüler*innen of Color“ ab.

„Barrieren und Ressourcen“ Der institutionelle und strukturelle Rassismus

In dem Lied „Wem gehört die Welt“ wendet sich die afrodeutsche Soulsängerin **Joy Denalane** gegen Alltagsdiskriminierung und klagt Sexismus und Rassismus an. Eine Strophe handelt von Bobby, einem Chirurgen, der eine Wohnung nicht zugesprochen bekommt – wegen seiner „Hautfarbe“. Tatsächlich machen viele Menschen of Color derartige Diskriminierungserfahrungen. Für Bobby ist es zunächst eine individuelle, für Menschen of Color in Deutschland eine kollektiv geteilte Erfahrung:

Mit ihrem Lied **Wem gehört die Welt** setzt JOY DENALANE, geboren 1973 in Berlin, ein klares Zeichen gegen Diskriminierung und ungerechte Machtstrukturen. Der Titel erschien 2002 auf dem Album **Mamani**.

dass sie in Deutschland in allen gesellschaftlichen Bereichen sowohl strukturell als auch institutionell benachteiligt und diskriminiert werden. Es sind nicht nur die Wohnungen, die nicht an Schwarze Deutsche

oder solche mit einem sogenannten Migrationshintergrund vermietet werden, es ist nicht nur der als „anders“ markierte Name auf den Bewerbungsunterlagen, der eine Einladung zum Vorstellungsgespräch verhindert. Es ist vieles mehr. Denn Rassismus durchzieht auch andere gesellschaftliche Bereiche.

Im Jahr 2013 veröffentlichte die Antidiskriminierungsstelle des Bundes die Ergebnisse einer umfangreichen Studie im Arbeits- und Bildungsbereich.^[1] Im sogenannten Racial Profiling^[2] durch die Polizei, im kollektiven Versagen der Sicherheitsbehörden bei der Aufdeckung der Morde und Anschläge des Nationalsozialistischen Untergrund (NSU),^[3] in der restriktiven Gesetzgebung und den schlechten Rahmenbedingungen, insbesondere für Geflüchtete, oder durch die Benachteiligung von Schüler_innen of Color im deutschen Bildungssystem wird struktureller und institutioneller Rassismus deutlich. Es sind Prozesse, Normen und Logiken von Behörden und Institutionen, die selten hinterfragt werden und Alltagsrassismus bei der Polizei, bei Behörden, in Ämtern, Schulen oder Gerichten zutage treten lassen.

Zentral geht es bei institutionellem und strukturellem Rassismus um Barrieren und Zugänge zu gesellschaftlichen Gütern und Ressourcen (im Sinne von Bildung, Arbeit, Gesundheit, Rechte etc.). Während Menschen of Color diese (oft) verwehrt bleiben, profitieren Angehörige der *weißen* Mehrheitsgesellschaft – oftmals ohne es zu merken – von diesem gesellschaftlichen Umstand. Für den Einzelnen heißt das, dass die individuell erlebte rassistische Diskriminierung durch eine institutionelle und strukturelle Diskriminierung verstärkt und stabilisiert wird. Dementsprechend wirft institutioneller und struktureller Rassismus zwangsläufig grundlegende Fragen nach gesellschaftlicher Teilhabe und Gerechtigkeit auf. Oder wie es Joy Denalane treffend ausdrückt: „Wem gehört die Welt?“

„Schwächung und Stärkung“ (Mehrfach-)Diskriminierung und Empowerment

„Und da hatte ich damals als Kind das Gefühl gehabt, dass man mich wirklich so, einfach so filtern wollte aus dieser Gesellschaft.“

(Selma, aus: TOAN QUOC NGUYEN, **Outside the box**)

Selma wurde während ihrer Schulzeit wegen ihrer Religion, ihres Geschlechts sowie ihrer ethnischen und sozialen Herkunft oft herabgesetzt und diskriminiert. So diente ihr türkisches Elternhaus als Begründung für die nicht erteilte Gymnasialempfehlung, obwohl Selma eine gute Schülerin war. Einmal zog eine *weiße* Lehrerin im Unterricht über muslimische Mädchen her. Sie attestierte ihnen eine „rückständige Weiblichkeit“.^[4] Türkisches Elternhaus, Islam, weiblich – im Fall von Selma verquickten sich ihre ethnische Herkunft, ihre Religion und ihr Geschlecht zu einer Mehrfachdiskriminierung.^[5] Deutlich wird an Selmas Geschichte auch: Rassistische Diskriminierung versperrt Lebens- und Bildungswege. Treffend bezeichnet Selma es als einen Prozess der „Ausfilterung“. Ihre Würde und ihr Selbstverständnis wurden angetastet und angegriffen.

Diskriminierung und Mehrfachdiskriminierung führen häufig zu einer tiefgreifenden Schwächung des eigenen Wohlbefindens, der eigenen Persönlichkeit und anderer bisheriger Selbstverständlichkeiten. Rassismus ist eine gewaltvolle und schmerzhaft Realität. Dementsprechend ist es für Menschen of Color sehr wichtig, über Wege, Strategien und Ressourcen zu verfügen, um sich gegen Alltagsrassismus zur Wehr setzen zu können. Diese sind oft bereits vorhanden und können weiter ausgebaut und verstärkt werden.^[6] Da Alltagsrassismus und institutioneller Rassismus als strukturelle Schwächungen für Menschen of Color zu betrachten sind, bedarf es einer individuellen und kollektiven Stärkung, um diesen zu begegnen. Leitende Perspektive wäre ein Empowerment, also eine Ermächtigung rassistisch diskriminierter Menschen, gegen Rassismus und weitere Formen von Diskriminierung auf individueller, institutioneller und struktureller Ebene. Oder anders formuliert: Stärken umfassend stärken.

„Neue, veränderte Heimaten“ Ausblicke für Rassismuskritik und Antidiskriminierung

Alltagsrassismus stellt ein offensichtliches gesellschaftliches Problem dar, er schränkt die gleichberechtigte Teilhabe am sozialen Leben ein. Es wäre wichtig, dass wir über diese Folgen des Alltagsrassismus offen sprechen. Weite Teile der Gesellschaft tun sich jedoch schwer, Alltagsrassismus zu reflektieren – und schieben das Thema an den rechten Rand ab. Mit den eigenen Rassismen wollen viele sich nicht befassen, dabei sind die (K)Erben des Kolonialismus in Sprache und Gesellschaft tief verwurzelt. Um Rassismus abzubauen, ist es allerdings unverzichtbar, sich den eigenen Rassismen zu stellen, sich „an die eigene Nase zu fassen“.

Denn: Rassismus in der Mitte der Gesellschaft kann nur dann aufgelöst werden, wenn die *weiße* Mehrheitsgesellschaft ihre historisch gewachsenen Privilegien erkennt, aufgibt und institutionelle Machtstrukturen öffnet, damit Teilhabe auch jenen gesellschaftlichen Gruppen ermöglicht wird, die bisher unterrepräsentiert und benachteiligt sind. Dies geht zwingend mit tief greifenden individuellen und sozialen Veränderungen einher. Das ist kein einfacher Prozess, und es ist selbstredend, dass eine Mehrheitsgesellschaft vielfältige Abwehrmechanismen gegen die Aufgabe ihrer Privilegien entwickelt. Und dennoch: Trotz aller Herausforderung und Abwehrstrategien, die bestehen: Rassismuskritik und Antidiskriminierung sind unverzichtbare Pfeiler einer pluralen, heterogenen Migrationsgesellschaft.

Die *weiße* Mehrheitsgesellschaft muss daher wirksame Maßnahmen auf rechtlicher, sozialer und politischer Ebene einleiten und stärken, um Rassismus und weitere Formen von Diskriminierung abzubauen. Diese Maßnahmen sollten davon geleitet sein, seit Langem bestehende, selbstbestimmte Wege des Empowerments von Menschen of Color, also der Ermächtigung von rassistisch diskriminierten Menschen, intensiv zu unterstützen, institutionell und strukturell zu etablieren und bestehende rassistische Strukturen in der Sprache oder in Organisationen aufzubrechen. Die Maßnahmen müssen sich dann daran messen lassen, wie sehr der Schutz vor Alltagsrassismus ernst genommen wird und wie sehr Teilhabe etabliert wird. Letztlich geht es darum, Haltungen zu leben und Strukturen zu schaffen, sei es nun im Freundeskreis, dem Arbeitsplatz oder dem Verein, in dem Respekt und Wertschätzung keine Lippenbekenntnisse,

sondern selbstverständlich sind. Sich auf neue, veränderte Heimaten einzulassen, wäre ein erster guter Schritt. Denn dass Heimaten in Bewegung sind, ist auch eine alltägliche Realität.

Vielen Dank an die Bundeszentrale für politische Bildung. Wir veröffentlichen hier eine leicht gekürzte Version des Textes von TOAN QUOC NGUYEN, der erstmals 2014 auf www.bpb.de erschienen ist.

Quellen

Antidiskriminierungsstelle des Bundes
Diskriminierung im Bildungsbereich und im Arbeitsleben. Zweiter Gemeinsamer Bericht der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und der in ihrem Zuständigkeitsbereich betroffenen Beauftragten der Bundesregierung und des Deutschen Bundestages, Berlin 2013

SUSAN ARNDT
NADJA OFUATEY-ALAZARD
Wie Rassismus aus Wörtern spricht: Kerben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache Ein kritisches Nachschlagewerk, Unrast Verlag, 2011

JOY DENALANE
Wem gehört die Welt, Album: **Mamani**
Four Music, 2002

KIEN NGHI HA
NICOLA LAURÉ AL-SAMARAI
SHEILA MYSOREKAR
re/visionen – Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland
Unrast Verlag, 2007

GRADA KILOMBA
Plantation Memories – episodes of daily racism
Unrast Verlag, 2008

LesMigraS
Antigewalt und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.: ... nicht so greifbar und doch real. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland, Berlin 2012

TOAN QUOC NGUYEN
Outside the box – Rassismuserfahrungen und Empowerment von Schüler*innen of Color
Noch zu veröffentlichen

NOAH SOW
Deutschland Schwarz Weiß
Bertelsmann Verlag, 2008

[1] Vgl. Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2013
[2] Darunter sind (Identitäts-)Kontrollen und Durchsuchungen der Polizei gemeint, die auf diskriminierenden Zuschreibungen wie z. B. phänotypischen Merkmalen, ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit, Herkunft und Sprache basieren. Letztlich trifft diese Maßnahme Schwarze Menschen und Menschen of Color unverhältnismäßig – und ohne konkretes Indiz. Daher ist sie als rassistisch einzustufen. Das Oberlandesgericht Koblenz bestätigte im Jahr 2012 in Hinblick auf die „Hautfarbe“ eine Unvereinbarkeit mit dem Gleichbehandlungsgrundsatz: Vgl. <http://isdonline.de/projekte/kampagne-stop-racial-profiling>
[3] Vgl. <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/146/1714600.pdf>
[4] Vgl. Nguyen, **Outside the box**
[5] Vgl. LesMigraS 2012
[6] Vgl. exemplarisch das Community Cultural Wealth Konzept, z. B. in Nguyen 2013 unter: <http://heimatkunde.boell.de/2013/05/01/was-heisst-denn-hier-bildung-eine-poc-empowerment-perspektive-auf-schule-anhand-des>

**„ES SIND NICHT
UNSERE UNTERSCHIEDE,
DIE UNS TRENNEN.
ES IST UNSERE
UNFÄHIGKEIT,
DIESE UNTERSCHIEDE
ZU ERKENNEN,
ZU AKZEPTIEREN
UND SIE ZU FEIERN.“**

“It is not our differences that divide us.
It is our inability to recognize, accept, and celebrate those differences.”

AUDRE LORDE

AUDRE LORDE (1934–1992) war eine US-amerikanische Schriftstellerin und Aktivistin, die zu einer der wichtigsten Theoretikerinnen der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre wurde. Ihre Arbeit konzentriert sich insbesondere auf die von Rassismus, Sexismus und Homophobie ausgehenden Ungerechtigkeiten. Zwischen 1984 und 1992 verbrachte sie einige Zeit in Berlin. Sie bezeichnete sich selbst als „schwarz, lesbisch, Feministin, Kriegerin, Dichterin, Mutter“.

WIR NEHMEN RASSISMUS PERSÖNLICH

Brandanschläge, tätliche Angriffe, Einschüchterungen:

Deutschland erlebt derzeit eine drastische Zunahme rassistischer Gewalt. Doch rassistische Gewalt ist nur ein relativ sichtbarer Teil eines großen, strukturellen Problems, das unsere Gesellschaft als Ganzes betrifft: Tagtäglich sind Menschen in Deutschland mit Rassismus konfrontiert. Sie werden – bewusst oder unbewusst – ausgegrenzt, diskriminiert und so in ihrem grundlegenden Menschenrecht verletzt: der Achtung ihrer Würde.

Viele *weiße* Menschen sind sich der Allgegenwart und Vielschichtigkeit rassistischer Diskriminierung nicht bewusst. Daher ist es wichtig, dass sich *weiße* Menschen selbstkritisch mit Rassismus auseinandersetzen, die offenen und versteckten Erscheinungsformen von Rassismus erkennen, ihre Privilegien realisieren und hinterfragen, ihr Verhalten ändern und Sensibilität für Menschen mit Rassismuserfahrungen entwickeln.

Um zu veranschaulichen, wie sich struktureller Rassismus tagtäglich niederschlägt, hat Amnesty International unterschiedliche Menschen gebeten, ihre individuellen rassistischen Erlebnisse im Alltag mit uns zu teilen. Die nachfolgenden Berichte sind authentische Belege für den tagtäglichen Rassismus in Deutschland.

Unser besonderer Dank gilt allen Menschen, die den Mut aufgebracht haben, ihre Erfahrungen hier öffentlich zu machen. Dass ein Großteil der Autorinnen und Autoren lieber anonym bleiben wollte, ist verständlich, aber es ist auch ein Indiz für die wahren Ausmaße des Problems. Umso wichtiger ist es, ihnen zuzuhören und zu versuchen, ihre Perspektiven nachzuvollziehen.

Die Alltäglichkeit von Rassismus in Deutschland betrifft die gesamte Gesellschaft und jede und jeder Einzelne kann dazu beitragen, dass die nachfolgenden Erfahrungen nicht immer wieder aufs Neue gemacht werden müssen.

AHMET*

„Ich habe die Grundschule und das Gymnasium in Berlin-Steglitz besucht und in meiner Schulzeit wurde ich immer mit den diskriminierenden Kommentaren meiner Mitschüler über Türken in Kreuzberg und Neukölln konfrontiert. Als ich daraufhin meinte, dass ich auch Türke bin, kam immer wieder die gleiche Antwort: ‚Du bist aber anders als die meisten Türken in Kreuzberg. Du gehst ja auch aufs Gymnasium.‘“

*Name geändert

JÉRÔME*

Ist Fotograf und geht gern auf Reisen

„Es war eine simple Geschichte im Alltag. Ich war zu Besuch in Frankfurt und lief mit einem Freund durch die U-Bahn-Station an der Konstabler Wache. Uns kamen vier Polizisten in Einsatzuniform entgegen, keine normale Polizeiuniform, sondern normale Polizeiuniform, sondern bekleidet, als seien sie für einen Straßenkampf gerüstet. ‚An die Wand, Personenkontrolle! – Hast du gerade was verkauft oder wolltest du erst?!‘, war das Einzige, was sie zu mir sagten, bevor sie mich an die Wand drückten und abtasteten. Mich, meinen Freund nicht, der ist *weiß*.“

*Name geändert

LAURA*

Interessiert sich für unterschiedliche Länder und Kulturen und lernt gern Sprachen

„Rassismus, insbesondere Alltagsrassismus, begleitet mich schon lange, seit ich denken kann. Meistens erlebe ich latenten Rassismus bzw. ‚microaggressions‘, das heißt Dinge, die auf andere sehr harmlos wirken. Früher, als Kind, musste ich mir häufig von anderen fremden Kindern oder Jugendlichen solche nervtötenden dummen Sachen wie ‚Ching chang chong‘ oder auch diese vermeintlich ‚harmlosen‘ Begrüßungen wie ‚Konnichiwa‘ oder ‚Ni hao‘ anhören, die in vielen Fällen eben nicht freundlich gemeint waren, sondern meistens dazu dienten, sich über die asiatischen Sprachen oder über Asiaten lustig zu machen. Heutzutage passiert mir so was glücklicherweise nicht mehr so oft wie früher.

Nichtsdestotrotz macht mich das jedes Mal wütend. Das geht nicht nur mir so, sondern auch allen anderen asiatischen Deutschen und Asiaten, die ich kenne. Was das Problem dabei ist? Ich für meinen Teil bin weder Japanerin noch spreche ich Hochchinesisch. Mit solchen Begrüßungen und Sprüchen werde ich zum Fremden gemacht und zwar nur, weil ich asiatisch aussehe. Genau diesen Mechanismus nennt man auch ‚Othering‘. Die Frage ‚Wo kommst du her?‘ mit dem anschließenden Nachbohren, wo ich denn *eigentlich* herkomme, kenne ich natürlich auch allzu gut. Ich habe ebenfalls sowohl verbale als auch körperliche Attacken erlebt, zum Beispiel bin ich früher gelegentlich mit voller Absicht geschubst worden. Woher ich weiß, dass es mit Absicht passiert ist? Weil die Leute, die mich geschubst haben, sich darüber gefreut haben, dass ich am Boden lag. Oder ich bin als ‚Chinesenfotze‘ beleidigt worden oder mir wurde ‚Ihr Sch**ß Chinesen‘ hinterhergerufen. Als chinesischstämmige Deutsche muss(te) ich immer wieder Klischeefragen wie ‚Ist du Hunde und Katzen?‘ beantworten.

Selbst an der Universität – als weltoffen geltender, multikultureller sowie multiethnischer Ort – war ich vor Rassismus nicht sicher. Einmal musste ich an meiner Uni einen Zettel bei einer Sekretärin abholen. Sofort feindete sie mich an und sagte mir in einem belehrenden, herablassenden Ton, dass ich meine Tasche auf den Stuhl stellen soll, damit ich das Blatt gescheit in meine Tasche einstecken kann, denn schließlich herrsche hier in Deutschland Ordnung. Ich war in dem Moment total geschockt und irritiert zugleich, weil ich zum einen selbst deutsch bin und weil es zum anderen so klang, als ob in meinem vermeintlichen Heimatland keine Ordnung herrsche. Sofort habe ich ihr entgegnet, dass ich hier aufgewachsen bin. Ihre Reaktion darauf: ‚Ach so, dann wissen Sie schon, wie es hier abläuft.‘ Später hat sie mich seltsamerweise gefragt, ob ich denn die deutsche Staatsbürgerschaft besitze. Ich: ‚Ja, ich bin auch noch hier geboren.‘

Neben dem negativen Rassismus erlebe ich ebenso den ‚positiven‘ Rassismus als das andere Extrem, beispielsweise ‚Du bist doch Chinesin, also kannst du bestimmt gut zeichnen oder Tischtennis spielen‘, ‚Asiaten haben alle so schöne Haare‘ oder ‚Ich find’s gut, dass du ‚anders‘ bist!‘

Wie meine Erlebnisse zeigen, werde ich oft als Ausländerin abgestempelt. Und selbst wenn ich sage, dass ich aus Deutschland bin, werde ich trotzdem auf meine Ethnizität reduziert. Leute tun so, als ob ich an mein ‚Asiatischsein‘ gebunden wäre.“

*Name geändert

BILLIE

Krankenschwester

„Wenn ich mit meinem Freund, heute Mann, bei Behörden war, um ihm als Übersetzerin zu helfen, wurde immer ich adressiert, obwohl die Fragen an ihn gerichtet waren. Wenn ich die Fragen übersetzen wollte, fiel man mir ins Wort und machte mir klar, ich könnte ihm das ja nach dem Termin erklären. Er wurde gar nicht direkt angesprochen. Das war für mich sehr schmerzhaft, da ich erlebt habe, wie sehr ihn das verunsichert hat und wie ich gezwungen wurde, für ihn zu sprechen, ihn zu übergehen. Als wir auf dem Standesamt unsere Hochzeit angemeldet haben, musste ich in einem formlosen Schreiben erklären, wie ich meinen Mann kennengelernt habe. Er wurde nicht danach gefragt.“

MEHMET*

„Nach einem Workshop zum christlich-islamischen Dialog in Berlin waren wir bei einer Kollegin in Berlin-Friedrichshain eingeladen und ein ethnisch-pakistanischer Kollege aus Frankfurt/Main, ein ethnisch-deutscher Kollege aus München und ich standen an der Bushaltestelle und warteten auf den Bus. Ein Mann mittleren Alters kam, eine Zigarette rauchend, an uns vorbei, schaute uns an und sagte: ‚Geht doch nach Hause.‘ Es ging so schnell und plötzlich, dass ich nichts sagen konnte, und als ich meinem Frankfurter Kollegen sagte, dass diese Bemerkung uns galt, war er sichtlich geschockt, dass so etwas mitten in Berlin passiert.“

*Name geändert

MEHDI*

Einzelhandelskaufmann
Fitness- und Torwarttrainer

„Als ich vor zwölf Jahren aus Tunesien nach Deutschland gekommen bin, hatte ich zwar nur eine vage Vorstellung von dem Leben hier, jedoch wusste ich, dass ich in einer multikulturellen Stadt wie Berlin sicher gut aufgehoben sein würde. Die Grundzüge der deutschen Sprache lernte ich in der Volkshochschule, die Feinheiten brachte ich mir durch das Alltagsleben selbst bei. In den ersten vier Jahren arbeitete ich in einer Entfettung und Lackiererei, die mich zu Beginn sehr nett aufgenommen hatte. Das sollte sich jedoch bald ändern. Da man sich als Kollegen im Laufe der Zeit immer besser kennenlernte, wurden ab und zu ‚freundschaftliche‘ Witze übereinander gemacht. Dies ist bis zu einem bestimmten Grad auch vorkommen okay, vor allem wenn man die ‚Berliner Schnauze‘ kennt. Irgendwann fing es aber an, zu viel zu werden, da sich die Witze nur noch auf meine Herkunft oder Religion bezogen.

Einmal rief ein Kollege durch die Halle: ‚Wo ist mein Kameltreiber? Ich brauche ihn an Station 3!‘ Ein anderes Mal wurde ich als ‚tunesischer Neger‘ bezeichnet. Ich wusste von Anfang an, dass die Deutschen sehr rassistisch sind, und obwohl in Berlin viele Kulturen vertreten sind, sind Ausländer, vor allem aus arabischen Ländern, nicht gern gesehen.

Das nachfolgende Szenario war jedoch die Krönung des Ganzen: Es gab vom obersten Chef die Anweisung, dass jeder Mitarbeiter pro Tag zwei Überstunden machen soll, um die Ressourcenengpässe temporär zu kompensieren. Ich erklärte meinem Produktionsleiter, dass ich täglich leider nur eine Überstunde machen könne, da ich privaten Verpflichtungen nachkommen müsse. ‚Die Anweisung kommt vom obersten Chef. Wenn euer Mufti euch etwas befiehlt, dann folgt ihr dem doch auch, oder?‘, entgegnete er mir grimmig. ‚Was hat das denn jetzt mit der Arbeit hier zu tun? Tut mir leid, ich kann diese zwei Überstunden nicht übernehmen‘, antwortete ich erschrocken über diese rassistische Bemerkung. In den nächsten Wochen habe ich versucht, diese Fremdenfeindlichkeit zu ignorieren nach dem Motto ‚Da rein, da raus‘. Ich bin zur Arbeit gegangen, habe meinen Job erledigt und bin nach der Mindeststundenanzahl nach Hause gegangen, fast ohne ein Wort mit meinen Kollegen gewechselt zu haben. Auf die Dauer konnte ich mit dem Verhalten der Mitarbeiter aber nicht mehr umgehen, weil es mich innerlich so verletzt hat. Ich schrieb mich für eine längere Zeit krank und wurde dann zu meinen Gunsten gekündigt.“

SASKIA

Medizinstudentin im 4. Semester
und Aushilfe in der Flüchtlingshilfe
Interessen: Lesen, Malen, Reisen, Kochen
Leidenschaft: Fremdsprachen

„Als ich im Kindergarten war, schrien sie meiner Mutter hinterher, wir sollen doch endlich zurück nach Afrika gehen. Als ich in der ersten Klasse war, haben Kinder Abstand von mir gehalten, weil ich eine ‚Negerin‘ war, und haben mich auch als solche beschimpft. Meine Beschwerden bei den LehrerInnen waren wie das Reden gegen eine Wand: ‚Hör einfach nicht hin‘, lautete ihre Devise.

Als ich in der vierten Klasse war, sollte es gegen Ende des ersten Halbjahres Schulempfehlungen geben, um auf die Hauptschule, Realschule oder auf das Gymnasium gehen zu dürfen. Obwohl der Klassenlehrer kurz zuvor zu meinen Eltern gesagt hatte, dass ich eine der ‚tragenden Säulen‘ in der Klasse sei, und demnach auch sehr gute Noten in meinem Zeugnis hatte, erhielt ich eine Hauptschulempfehlung. Warum? ‚Länderspezifische Mentalität, genetische Veranlagung – jemand mit afrikanischen Wurzeln soll nicht auf’s Gymnasium gehen.‘

Als ich in der Oberstufe war, empfahl mir der Geografielehrer, auf Englisch zu studieren, denn meine Deutschkenntnisse seien – ich bin in Deutschland geboren und zur Schule gegangen – nicht gut genug.

Als ich nach einem Uni-Kurs in der Bahn sitze, sagt ein Herr mittleren Alters, ich solle gefälligst für ihn Platz machen. Ja, befinden wir uns denn in den 50er Jahren à la Rosa Parks? ‚Rassismus? Den gibt’s nur in den USA. Und wenn bei uns, dann überhaupt nur bei den Rechtsextremisten.‘ Das behaupten die, die sagen: ‚Ich habe nichts gegen AusländerInnen, ABER ...!‘“

GIANNI

Aktivist und Initiator
von „Queer Roma“

„Mit Mitte 20 hatte ich mein Coming-Out und war auf schwierige Reaktionen gefasst. Aber letztlich ist man doch nie vorbereitet. Mein Vater war furchtbar aufgebracht, meine Mutter fiel auf der Stelle in Ohnmacht. Ihnen zuliebe habe ich mich zu einem Arzt schleifen lassen. Auch der konnte ihnen nichts anderes sagen, als dass mit mir alles bestens in Ordnung ist. Doch wie sollten sie das verstehen? Sie sind einfache Roma und leben in einer Community mit teils noch immer extrem konservativen Werten. Homosexualität gibt es bei uns nicht, so die Haltung der meisten. Ich wusste, dass das nicht stimmt und dass mit mir ‚alles in Ordnung ist‘. Weil man die Strukturen aber verinnerlicht, in denen man aufwächst, habe ich mich gefügt: Mit 14 habe ich geheiratet, mit 16 wurde ich das erste Mal Vater, mit 18 das zweite Mal. Ich hatte damals keine Kraft, meinem Umfeld zu erzählen, wer ich wirklich bin. Ausgrenzung kannte ich schon auf anderer Ebene, ich brauchte meine Community als Halt.

Mit romafeindlichem Rassismus bin ich groß geworden. Ich habe eine Narbe an der Stirn, weil unsere Unterkunft in den 1980er Jahren mit Molotowcocktails beworfen wurde. Als Rom bist du in Deutschland heute noch Außenseiter. 80 bis 90 Prozent unserer Kinder werden auf Sonderschulen geschickt. Viele leugnen ihre kulturelle Identität, um nicht anzuecken. Auch meine Enkel werden in der Kita gehänselt. Diese Ausgrenzung kennen in der Community alle. Mein Anderssein aber verstehen auch die meisten Roma nicht: Es gibt rigide Vorstellungen von Männlichkeit, Rollenverhalten und Sexualität.

Mit 23 lernte ich einen Mann kennen, der meine große Liebe wurde. Er gab mir die Kraft, mein Doppelleben zu beenden. Mit der Zeit habe ich immer mehr Schwule, Lesben und Transmenschen aus der Roma-Community kennengelernt, darunter viele, die noch nicht bereit sind, ihre Identität öffentlich zu machen. Auch ihretwegen habe ich meinen Verein Queer Roma gegründet. Nach Workshops bedankten sich euphorisierte Teilnehmer und warnten mich davor, dass ich durch mein öffentliches Coming-Out von allen Seiten stigmatisiert werden würde. Gerade auch intellektuelle und politisch aktive Roma sind erstaunlich homophob. Und die *weiße* deutsche Mehrheitsgesellschaft sieht hinter meiner Vielschichtigkeit meist auch nur den Rom. Ich will ein Bewusstsein jenseits dieser Zuschreibungen schaffen. Meine Familie hat mich inzwischen akzeptiert, wie ich bin. Jetzt ist die Gesellschaft dran.“

Protokoll: Elisabeth Wellershaus

MIRIAM

Studentin in Berlin

„Hamburg, Barmbeker Bahnhof, 19.30 Uhr. Während die U3 in den Barmbeker Bahnhof einfuhr, stopfte ich mir meine Kopfhörer in die Ohren und wählte mein Lieblingslied auf meinem iPod aus. Als sich die Türen öffneten, sprang ich auf den Bahnsteig und eilte Richtung Ausgang, da mein Bus in zwei Minuten kam. Ich ging die Treppen runter und spürte auf einmal etwas Schweres in meinen Haaren. Mit der Hand versuchte ich, meinen Kopf abzutasten, und fand zu meiner Überraschung ein feuchtes, blaues Kaugummi, welches sich in meinen Locken verklebt hatte – wie kam das denn dahin? Ich drehte mich instinktiv um und sah zwei ältere Männer, die hinter mir liefen und mich grimmig anlachten. ‚Haha, das klebt eine Weile, du Negerin‘, brüllte einer der beiden gehässig. In mir stieg so eine Wut auf, dass ich sie empört zurück ankeifte: ‚Sind Sie bescheuert? Was veranlasst Sie dazu, mir Ihr Ekelkaugummi in die Haare zu rotzen?!‘ Es war mir vollkommen egal, dass sie in der männlichen ‚Überzahl‘ waren, da mich diese Dreistigkeit einfach nur schockte. Gleichzeitig fühlte ich mich auch ziemlich hilflos, da ich nicht wusste, wie ich mit der Situation richtig umgehen sollte. Die beiden Männer liefen lachend an mir vorbei und verschwanden anschließend aus meinem Blickfeld.

Bis zu diesem Zeitpunkt bin ich Alltagsrassismus nur unterschwellig oder in abgeschwächter Form begegnet. Ich habe noch einige Tage darüber nachgedacht und mir den Kopf zerbrochen, wie es immer noch sein kann, dass sich Leute in Deutschland überhaupt trauen, offen und aktiv rassistisch zu sein.

Meine Locke musste ich übrigens abschneiden, da ich das Kaugummi ansonsten nicht entfernen konnte.“

„Ich bin seit 18 Jahren mit einem Araber verheiratet und wir haben drei Töchter. Schon zu Beginn unserer Beziehung habe ich immer wieder Kommentare von Freunden und Kollegen gehört, die ich als rassistisch bezeichnen würde.

Ich kam vor ein paar Jahren an meine neue Arbeitsstelle und aufgrund meines Nachnamens war schnell klar, dass mein Mann Araber ist. Bereits in der ersten Woche fragte mich eine Kollegin, ob das denn nicht schwierig sei, mit einem Araber verheiratet zu sein, da diese ja immer extrem eifersüchtig seien. Sie hätte eine Freundin, die mit einem Araber zusammen gewesen ist, und diese Beziehung ist auseinandergegangen, weil er so schrecklich eifersüchtig war.

Als ich einmal erzählt habe, dass mein Mann häufig kochen würde, sagte eine Kollegin: ‚Ein Araber, der selber kocht? Das glaube ich erst, wenn ich es mit meinen eigenen Augen gesehen habe.‘

Häufig werde ich auch zu aktuellen Themen, zum Beispiel bei Demonstrationen von Salafisten oder bei irgendwelchen Anschlägen des IS, gefragt: ‚Was sagt dein Mann eigentlich dazu?‘ Ich frage mich dann immer, was mein Mann denn damit zu tun hat? Wenn Nazis irgendwo demonstrieren, frage ich ja auch nicht meine Kollegen oder Freunde, was sie davon halten. Nur weil mein Mann Araber und Moslem ist, bedeutet das doch nicht, dass er eine Affinität zu extremen Gruppierungen hat. Wirklich verletzend finde ich es, wenn solche Kommentare von Menschen kommen, die meinen Mann gut kennen.

Neulich wurde ich zum Thema Homosexualität gefragt: ‚Was sagt dein Mann eigentlich zu Schwulen? Akzeptiert er das?‘ Nach so einer Frage kommt dann meistens eine Geschichte, in der ein Moslem sich negativ über Schwule ausgelassen hat und meistens dann noch irgend-eine andere Geschichte, in der die Kinder muslimischer Familien zu Ehen gezwungen wurden, und so weiter. Jeder kennt so eine Geschichte. Ich will auch nicht sagen, dass es diese Geschichten nicht gibt, aber in den Köpfen der meisten Menschen gibt es nur Schubladen.

Natürlich wurde ich auch bei der Geburt unserer ersten Tochter gefragt, ob sie später mal ein Kopftuch tragen muss. Und mir wurde auch geraten bei dem ersten Besuch im Heimatland meines Mannes, meinen Pass immer bei mir zu behalten und ihn bloß nicht meinem damaligen Freund in die Hand zu geben (à la ‚Nicht ohne meine Tochter‘).

Vor Kurzem ist mein Mann noch von Freunden gefragt worden: ‚Was würdest du denn sagen, wenn deine Tochter ein Kopftuch tragen will?‘ Außerdem gibt es immer noch die Meinung, dass muslimische Frauen mit Kopftuch unterdrückt seien und von ihren Vätern oder Männern gezwungen werden würden, ein Kopftuch zu tragen. Natürlich gibt es die Frauen, die dazu gezwungen werden. Aber das ist nicht die Regel. Es gibt viele Frauen, die sich selbst dazu entscheiden, oft erst im fortgeschrittenen Alter. Und die Frauen sind in arabischen Ländern längst nicht alle unterdrückt. Sie haben oft ganz viel Macht in der Familie – auch mit Kopftuch.

Erst vor ein paar Wochen haben wir ein deutsches Ehepaar kennengelernt, das mit meinen Eltern befreundet ist. Die Frau des Paares sagte uns dann bei einem Treffen (mein Mann war auch dabei): ‚Als ich von deinen Eltern gehört habe, dass du mit einem Araber verheiratet bist, hab ich ja erst mal große Augen gemacht.‘ Auf die Gegenfrage ‚Warum?‘, sagte sie, dass man ja immer höre, dass die Araber gegenüber Frauen so gewalttätig seien. Unsere älteste Tochter war entsetzt, als sie das Gespräch hörte. (Im Gegensatz zu ihr sind wir Eltern ja schon seit 20 Jahren daran gewöhnt.)

Auch in der Schule der Kinder gibt es immer wieder rassistische Äußerungen von Lehrern. So regen sich Lehrer darüber auf, dass muslimische Kinder an den Feiertagen ihrer Religion vom Unterricht befreit werden. Eine andere Lehrerin sagte einmal: ‚Also es gibt schwarze Menschen und normale.‘

Als ich meinen Mann kennenlernte, sagte ein Bekannter meiner Eltern (übrigens doppelt promoviert in Medizin und Physik) zu ihnen: ‚Also die blonden Mädchen werden von den Arabern ja immer eingeschläfert und in Kisten genagelt und dann in den Orient geschifft.‘ Kommentare wie ‚Einen Araber zu heiraten wäre in unseren Kreisen nicht denkbar‘, haben meine Eltern auch schon gehört.

Unsere Mädchen haben alle arabische Namen und sehen unterschiedlich aus. Eine Tochter hat dunkle, lockige Haare und sieht halt ‚südländisch‘ aus, ihre Schwestern haben dagegen dunkelblonde Haare und sehen eher ‚deutsch‘ aus. Als zwei von ihnen in der Grundschule waren, wurde die Tochter mit den dunkleren Haaren gefragt, woher sie käme, und die andere Tochter hat man gefragt, woher ihr Name komme. Fazit: Man verbindet das Aussehen mit der Herkunft... Die Namen spielten in diesem Fall eine Nebenrolle.“

AYLIN*

Wissenschaftliche Mitarbeiterin in einer Kanzlei
Mag Musik, Sonne und Literatur

„Regelmäßig kam es in der Vergangenheit, als ich noch jünger war, vor, dass Leute sich gewundert haben, dass ich akzentfrei Deutsch spreche. Häufig wurde ich gefragt, ob ich zu Hause ein Kopftuch tragen muss bzw. ob meine Eltern es okay finden, dass ich Alkohol trinke bzw. einen deutschen Freund habe. Wenn ich meinen Namen genannt habe, wurde ich gefragt, wo ich herkomme. Manchmal war es nervig, ich habe aber versucht, die Fragen auch auf Neugier zurückzuführen. Wieder andere Menschen haben mir gesagt, dass sie nicht glauben können, dass ich Türkin bzw. Kurdin bin, weil ich mich so ‚deutsch‘ verhalte und auch nicht aussehen würde wie eine Türkin. Diese Stereotype regen mich auf und ich kann es nicht nachvollziehen, dass Menschen so krass in Schubladen denken. Dass ich mich insbesondere mit meinem Vater gut verstehe und wir ein offenes und vertrautes Verhältnis zueinander haben, ist auch häufig irritierend für die Leute.

Allerdings muss ich sagen, dass ich nicht sehr ‚exotisch‘ aussehe und vielleicht deshalb eher nicht so häufig mit Alltagsrassismus konfrontiert war. Vielleicht wurde ich in der Schule von meinen Lehrerinnen und Lehrern in einer Weise ‚positiv‘ diskriminiert, weil sie verwundert waren, dass ich aus einem Nichtakademiker-Haushalt komme und dennoch zielstrebig und ehrgeizig war. Ob das der Fall war, weiß ich nicht. Insgesamt glaube ich, dass man sich zu wenig Gedanken darüber macht, welche Fragen in Ordnung und welche einfach nur verdeckt rassistisch sind.“

*Name geändert

TUPOKA

Expertin für Antidiskriminierung

„Die ersten acht Jahre meines Lebens habe ich in Leipzig verbracht. Als Schwarze Deutsche habe ich mich nicht weniger sächsisch gefühlt als alle anderen. Nur mein Umfeld hat mir immer wieder deutlich gespiegelt, dass es mich als jemand Fremdes wahrnimmt. ‚Wann gehst du eigentlich wieder nach Hause, wie ist es überhaupt im Dschungel?‘ Wenn man solche Fragen als Kind oft genug hört, glaubt man irgendwann selbst daran, nicht in die eigene Heimat zu passen. Als ich neun war, nahm meine Mutter mich mit nach Tansania, in die Heimat meines Vaters. Ich hatte mir eine Art Ankommen von der Reise versprochen, aber dort galt ich als *Weiße*. Mittlerweile bin ich im Reinen mit meiner Identität, doch das Thema holte mich ein, als ich mit meinen Kindern nach ein paar Jahren in Frankreich zurück nach Deutschland zog. Sofort tauchten die Fragen wieder auf: ‚Wo kommt ihr her, was wollt ihr hier?‘ Mein Sohn kam aus der Kita und sagte: ‚Ich will nicht mehr so braun sein, das ist hässlich.‘ In dem Moment wusste ich, dass etwas passieren muss. Ich wollte die Wut darüber, was 30 Jahre nach meinen Kindheitserfahrungen noch immer passierte, kanalisieren.

Ich hatte nicht geplant, Antirassismus-Expertin zu werden. Als ich die ersten Kurse anbot, gab es ein riesiges Interesse: Vor allem von *weißen* Eltern, die ein Schwarzes Kind adoptiert haben. Diese Paare freuen sich meist so sehr auf ihr Kind, dass sie alle möglichen Probleme zunächst ausblenden. Ist das Kind dann da, sehen die Eltern die Welt auf einmal aus einer Perspektive, die sie erschreckt. Ich bekomme Anrufe von Müttern, die erzählen, ihre Kinder hätten Angst vor anderen Schwarzen Menschen, weil sie selbst nicht so aussehen wollen. Und von Vätern, deren Kinder teils nicht mehr leben wollen, weil ihre Ausgrenzungserfahrungen so extrem sind. Mir ist es deshalb besonders wichtig, diese Kinder zu ermutigen und zu aktivieren mit Empowerment-Trainings, die ich anbiete. Aber auch pädagogische Einrichtungen, die sich zu Inklusionsarbeit fortbilden müssen, buchen mich. Meist stoße ich dort auf die Haltung: Rassismus gibt es hier nicht. Dann erkläre ich, dass es das Phänomen fast überall gibt – nur möglicherweise nicht aus der Perspektive der Erzieherinnen und Erzieher oder Lehrerinnen und Lehrer.

In Deutschland ist das Wort Rassismus derart moralisch belegt, dass es kaum Spielraum für Diskussionen darüber gibt. Für mich war es unglaublich prägend zu begreifen, dass es kein individuelles Problem ist, sondern unsere Gesellschaft von rassistischen Einstellungen durchzogen ist. Das will ich Kindern vermitteln: Nicht ihr seid das Problem, sondern der Rassismus.“

AHMED*
Architekt

„Mein Name ist Ahmed, ich bin 33 Jahre alt, ein in Deutschland lebender Türke. Von Beruf bin ich Architekt, ich fahre gern Fahrrad und habe ein besonderes Hobby: Ich habe großes Interesse an allem, was mit Wein zu tun hat. Ich reise oft in Weinanbauggebiete, um neue Weine zu entdecken. Meine große Leidenschaft ist aber Design und Musik. Ich höre gerne Jazzmusik und versuche, zwischen Musik und Design etwas Neues zu entdecken.

Als ich im Sommer 2016 von Mannheim nach Heidelberg mit der S-Bahn fuhr, hatte ich viel Gepäck dabei und konnte mich deshalb nur ins Fahrradabteil setzen. Ich hatte einen ‚deutsch aussehenden‘ Bekannten dabei, der auch einen großen Koffer hatte. Wir hatten nicht die Möglichkeit, einen anderen Platz im Zug zu bekommen. Wir wollten in Heidelberg einen IC erreichen.

Gegenüber von uns saß ein etwa 50-jähriger Mann (aus Magdeburg, wie er sagte), sein ganzer Körper war mit interessanten Symbolen tätowiert. Er war allein. Neben ihm saß zufällig ein kleiner Junge, der zeigte auf mich und meinen Begleiter und sagte: ‚Da, schau mal die Typen, das sind neue Fahrrad-Modelle.‘ Ich habe das einfach ignoriert.

Drei Haltestellen nach Mannheim kam eine Frau mit Fahrrad, das sie zwischen die Sitze stellte, womit sie auch kein Problem hatte, da sie gesehen hatte, dass wir große Koffer dabei hatten, die wir nirgendwo anders hinstellen konnten. Dann hat der Magdeburger angefangen loszulegen. Er hat erst nur von deutschen Leuten geredet, dass diese keinen Respekt hätten gegenüber Leuten mit Fahrrad. Dazu hat die Frau mit dem Fahrrad gesagt: ‚Die haben große Koffer und haben auch das Recht, sich dort hinzusetzen.‘ Für sie sei es kein Problem. Neben uns war eine alte Frau, sie ist einfach aufgestanden, weil sie keine Lust hatte, sich die auf uns gemünzten Beleidigungen des Mannes anzuhören. Dann wurde der Mann laut: Deutschland werde eine neue arabische Welt. Dabei hat er auf mich gezeigt und hat mich beschimpft, dass ich kein Deutsch sprechen würde und keinen Respekt hätte. Dass wir Ausländer aus Deutschland weg müssten. Dann sagte mein guter Bekannter zu ihm, dass er mit seinem rassistischen Gerede aufhören solle. Er sagte zu meinem Bekannten, dass er schon kräftig sei, aber wenn ich ein Messer benutzen würde, dann hätte er keine Chance gegen mich.

Die Frau mit Fahrrad sagte zu uns, dass wir ruhig bleiben sollten, und sie hat versucht, den schimpfenden und hetzenden Mann zu beruhigen. Ich habe kein Wort gesprochen, aber ich habe alles sehr gut verstanden. Ich habe keine Angst um mich gehabt, aber mein Begleiter hat einen Herzschrittmacher, und wenn es irgendwie zu einem physischen Angriff gekommen wäre, könnte er große gesundheitliche Probleme bekommen.

Aber der Magdeburger Typ hat bis Heidelberg Hbf einfach nur gegen mich und die Ausländer geschimpft. Endlich waren wir in Heidelberg und mein Begleiter stieg zuerst aus dem Zug aus. Als ich auch aussteigen wollte, hat der rassistische Mann angefangen ‚Allahu akbar, Allahu akbar‘ zu schreien. Das war für mich zu viel. Obwohl ich Atheist bin, habe ich ihn einfach angeschrien: ‚Halt deine Klappe!‘ Er war schockiert, weil er nicht gedacht hatte, dass ich Deutsch spreche. Ich habe niemals in meinem Leben so einen rassistischen Angriff erlebt.

Die Frage ist hier für mich: Wie können solche Rechtsradikalen in Deutschland unter dem Dach der Demokratie Propaganda machen, einfach eine Partei gründen oder sich versammeln oder demonstrieren gehen oder sich gruppieren? Wie ist es möglich, dass Menschen andere Menschen töten und schlagen, weil sie keine Deutschen sind oder nicht ‚deutsch‘ aussehen? Solchen Gruppen mit so psychotischen Ideen einfach die Erlaubnis geben, sich zu produzieren, wegen der demokratischen Freiheit? Hat dieses Land in der Vergangenheit wegen solcher Gedanken nicht genug dunkle Jahre gehabt?“

*Name geändert

OMAR*

„Ich saß im Zug, in der Mitte eines offenen Waggons, als ein Fahrkartenkontrolleur den Waggon betrat und direkt zu mir kam und mich nach meinem Fahrschein und Ausweis fragte. Ich fragte ihn freundlich nach seinem Ausweis als Fahrkartenkontrolleur und weshalb er seine Kontrolle nicht, wie üblich, am Anfang des Waggons begonnen hatte, warum er also nicht erst die anderen Leute kontrolliert hätte. Er beantwortete meine Fragen nicht und fragte nochmals nach meiner Fahrkarte und meinem Ausweis. Er stellte immer wieder dieselbe Frage, ohne meine zu beantworten. So fragte ich ihn, weshalb er nur mich fragte und alle anderen nicht. Auch diese Frage ließ er unbeantwortet, ist dann aber weitergegangen.“

*Name geändert

MURAT*

Ist Wissenschaftler, interessiert sich für Film und Theater, schwimmt gern und ist viel mit dem Rad unterwegs

„Als homosexueller Türke, der sehr heteronormativ aussieht, wollte ich vor zwei Wochen um vier Uhr morgens in eine LGBTQ-Bar in Berlin-Kreuzberg gehen. Der Türsteher davor schaute mich an und sagte: ‚Für dich heute nicht.‘ Ich war geschockt und meinte, ich war hier schon oft drinnen, er daraufhin: ‚Aber leider nicht heute.‘ Neben mir wurde ein anderer dunkelhäutiger Mann abgelehnt, die Bar zu betreten. Als ich den Türsteher fragte, ob es mit meinem Aussehen zu tun hätte, sagte er nur plump: ‚Das kann ich jetzt hier nicht spezifisch sagen.‘“

*Name geändert

Nicht rassistisch sein zu wollen ist ein guter Anfang

Ich soll von Rassismus profitieren? Privilegiert sein?

Lange Zeit war ich davon überzeugt, dass ich keine besonderen Privilegien genieße. Ganz im Gegenteil: Ich bin als Kind einer alleinerziehenden Mutter groß geworden, mein Vater starb, als ich acht war, und ich bin eine Frau. Wenn mir gesagt wurde, ich sei privilegiert, reagierte ich mit Unverständnis bis hin zu Entrüstung.

Gut: Ich bin Kind des Bildungsbürgertums, meine Familie war finanziell abgesichert und wir mussten uns mit unserem deutschen Pass nie Gedanken machen, ob wir für die Länder, in denen wir unsere Sommerurlaube verbringen wollten, eine Einreisegenehmigung erhalten würden. Aber was hat das mit Rassismus zu tun? Ich genieße diese Privilegien ja nicht, weil ich weiß bin. Dachte ich.

Durch viele kleine und große Erlebnisse, etwa, dass Menschen, die genau wie ich in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, als „fremd“ wahrgenommen werden, geriet meine Sicht auf die Dinge zunehmend ins Wanken. Ich fing an, darauf zu achten, wie Menschen auf mich im Verhältnis zu Menschen of Color reagierten. An der Supermarktkasse wurde ich mit einem freundlichen Lächeln bedient, die Schwarze Frau hinter mir hingegen schnell abgefertigt. Ich konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit spazieren gehen, ohne misstrauisch beäugt zu werden. Bei Bewerbungen musste ich mir keine Gedanken machen, ob meine Unterlagen schon allein wegen meines Namens aussortiert werden könnten. Auch heute würde ich gar nicht auf die Idee kommen, eine Fachkonferenz nicht zu besuchen, weil ich Angst haben müsste, die Leute sprechen mich an, weil sie denken, ich gehöre zum Cateringpersonal.

Als mir bewusst wurde, dass ich allein aufgrund meines *Weißseins* in vielen Situationen anders und eben besser behandelt werde als Menschen of Color, und dass ich ungewollt und ohne mein Zutun mehr Macht und Möglichkeiten habe, fühlte ich mich schuldig und schämte mich. Schuldig wegen der Erkenntnis, dass nicht nur Menschen unter Rassismus leiden, sondern dass ich

auch noch davon profitiere, dass es zwei Seiten derselben Medaille sind. Und beschämt ob meiner Ignoranz, an der ich so lange festgehalten hatte. Und wegen der Erinnerungen an die vielen Momente, in denen ich etwas Rassistisches gesagt oder getan hatte, in der festen Überzeugung, keine Rassistin zu sein.

Ich wollte etwas ändern, mich aktiv gegen Rassismus (meinen eigenen und den der Gesellschaft) einsetzen. Doch mit dem Wunsch, nicht rassistisch zu handeln, kam auch die Unsicherheit. Ich wusste nicht mehr, was ich tun oder sagen

konnte, ohne andere zu verletzen beziehungsweise zur Aufrechterhaltung rassistischer Vorurteile beizutragen. Ich fühlte mich hilflos und gelähmt, weil ich bloß nichts Falsches tun wollte. Es war eine Freundin, die mich darauf hinwies, dass dieses Kreisen um meine Befindlichkeiten ein weiterer Ausdruck meiner Privilegierung ist. Wer rassistisch beschimpft, ständig mit Stereotypen konfrontiert oder strukturell benachteiligt wird, kann es sich nicht aussuchen, ob sie oder er sich mit Rassismus auseinandersetzt oder nicht.

Zu sagen, „ich bin als *weiße* Person privilegiert“, bedeutet nicht zu sagen, alles in meinem Leben ist einfach gewesen, oder abzustreiten, dass ich in anderen Bereichen Diskriminierungserfahrungen habe. Es geht vielmehr um einen Perspektivwechsel und darum anzuerkennen, dass meine Identität aus vielen Facetten besteht, aufgrund derer ich Vorteile oder Nachteile habe, und für Ersteres Verantwortung zu übernehmen.

Einen tieferen Einblick in die kritische *Weißseinsforschung* vermittelt das Buch **Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland** (2005) von SUSAN ARNDT, MAUREEN MAISHA EGGERS, GRADA KILOMBA UND PEGGY PIESCHE (Hrsg.)



MARIE PIPER

studiert Physik und engagiert sich seit vielen Jahren in der Antirassismuserbeit. Als aktives Amnesty-Mitglied ist es ihr besonders wichtig, sich nicht ausschließlich gegen Ungerechtigkeiten am anderen Ende der Welt einzusetzen, sondern sich vor allem für die Durchsetzung der Menschenrechte in Deutschland stark zu machen.

„ES IST NICHT DIE
AUFGABE DER *WEISSEN*,
ANDERE MENSCHEN
ZU ZIVILISIEREN.
DIE WIRKLICHE
HERAUSFORDERUNG
FÜR DIE *WEISSEN*
BESTEHT DARIN,
UNS SELBST
ZU ZIVILISIEREN.“

“The world does not need white people to civilize others.
The real White People’s Burden is to civilize ourselves.”

ROBERT JENSEN

ROBERT JENSEN (*1958) ist Professor an der Journalistenschule der University of Texas, Austin. Dort lehrt er unter anderem Medienrecht, Ethik und Politikwissenschaften. Bevor er die akademische Laufbahn einschlug, arbeitete er als Journalist. Er engagiert sich darüber hinaus in Projekten für soziale Gerechtigkeit und ökologische Nachhaltigkeit. Das Zitat stammt aus seinem Buch **The Heart of Whiteness: Confronting Race, Racism, and *White*** (2005).

DAS KANNST DU TUN

Ob gewollt oder ungewollt, wir alle handeln im Alltag rassistisch.

Dies bei anderen – und vor allem bei uns selbst – zu erkennen ist aber gar nicht so einfach.

Hier sind sieben Schritte, wie *weiße* Menschen gegen Rassismus vorgehen können:

Informier dich.

Selbstorganisationen Schwarzer Menschen und People of Color engagieren sich seit Jahrzehnten in Deutschland gegen rassistische Strukturen und Handlungen. Informier dich – zum Beispiel online – über die Positionen von Schwarzen Menschen und Menschen of Color und beschäftige dich mit ihren Argumenten. Lerne ihre Perspektiven kennen und versetze dich in ihre Lage. Lies ihre Postings, Blogs, Artikel und Kommentare. Interessiere dich dabei bewusst für verschiedene Blickwinkel. Denn Menschen machen – abhängig beispielsweise von ihrem Alter, ihrer Geschlechtsidentität oder ihrem sozialen Status – sehr unterschiedliche Rassismuserfahrungen.

Erkenne deine Privilegien.

Natürlich kannst du als *weißer* Mensch „auch“ Vorurteile und Diskriminierung in Deutschland erleben. Zum Beispiel, wenn du in Armut lebst. Gegenüber Menschen of Color behältst du trotzdem immer entscheidende, strukturbedingte Vorteile. Ob in Schule oder Uni, im Job-interview, auf der Wohnungssuche oder bei Polizeikontrollen: Du musst einfach nicht befürchten, ausgerechnet wegen deines *Weißseins* benachteiligt oder schlecht behandelt zu werden. Das Gegenteil ist für Menschen of Color eine tagtägliche Erfahrung. *Weißsein* ist in unserer Gesellschaft also von Vorteil und bedeutet, gesellschaftliche Macht zu besitzen. Ganz automatisch. Auch wenn du es nicht willst oder es dir nicht bewusst ist. Darum ist dein *Weißsein* auch kein Grund, dich schlecht zu fühlen – du kannst schließlich nichts dafür. Aber es ist durchaus ein Grund, sich der eigenen *weißen* Perspektive bewusst zu sein, sie zu reflektieren und die eigene Stimme zu nutzen,

um sie gegen Rassismus zu erheben. Insbesondere in jenen Bereichen, in denen Menschen of Color abwesend oder unterrepräsentiert sind. Dort ist es wichtig, Rassismus sichtbar zu machen und Konsequenzen für rassistisches Verhalten einzufordern.

Hör zu.

Egal, ob du dich bei Selbstorganisationen informierst oder sich Schwarze Menschen und People of Color in deinem Umfeld zu Rassismus äußern: Hör dir aufmerksam an, was sie zu sagen haben. Du erfährst vielleicht selbst keinen Rassismus, aber du kannst umso mehr darüber lernen. Es gibt vieles, was du nicht wissen kannst, wenn du es nicht selbst erlebst. Es sollte allerdings nicht dein Ziel sein zu wissen, wie Rassismus sich anfühlt. Das ist aufgrund deiner *weißen* Privilegien ohnehin unmöglich. Trotzdem kannst du sensibel auf Schwarze Menschen und Menschen of Color reagieren, indem du ihnen ihre Erfahrungen nicht absprichst und ihr Wissen nicht anzweifelst. Natürlich kannst du dich unwohl fühlen, wenn Menschen mit dir über Rassismus sprechen oder dir sogar Rassismus vorwerfen. Denn Rassismus ist immer ein unangenehmes Thema und du möchtest dich wahrscheinlich ungern schuldig fühlen. Doch egal, wie es dir dabei geht, die Wahrnehmung Betroffener ändert sich dadurch nicht. Lerne also, deine Gefühle auszuhalten und die Erfahrungen von Menschen of Color ohne Zweifel oder Widerspruch anzuerkennen. Egal, wie unbequem sie für dich sein mögen.

Benenne Rassismus.

Wenn du Rassismus erkennst, dann lass ihn nicht einfach so stehen. Sprich deine Mitmenschen auf rassistische Äußerungen und Rassismus in eurem Alltag an. Privilegierte Menschen schließen häufig von sich auf andere, weil sie sich ihrer Machtposition nicht bewusst sind. Frag also kritisch nach, aber bleib dabei sachlich und versuche, Verständnis herzustellen. Verleihe den Aussagen Betroffener mit deiner Zustimmung mehr Gewicht. Verweise auch auf das Wissen von Schwarzen Menschen und Menschen of Color, die nicht anwesend sind und so nicht für sich selbst sprechen können. Zeige auch, dass du selbst Witze auf Kosten Betroffener nicht lustig findest und dass Rassismus niemals okay ist. Egal, wie er „gemeint“ ist. Egal, ob online oder offline.

Misch dich ein.

Rassismus kann überall auftauchen. Du kannst aber immer widersprechen und auch dagegen einschreiten. Fordere Konsequenzen für die Täter_innen ein. Bring dich aber nicht selbst in Gefahr und informier im Notfall die Polizei. Verhält sich die Polizei selbst rassistisch, kannst du zum Beispiel die Dienstnummern der Beamt_innen erfragen, eine Dienstaufsichtsbeschwerde beim Polizeipräsidenten einreichen und Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstatten. Beobachtest du rassistische Einlass-, Personen- oder Ticketkontrollen, kannst du dich der betroffenen Person zum Beispiel als Zeug_in anbieten oder selbst Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstatten. Bei strafbaren Inhalten im Netz kannst du die Beweise mit Screenshots sichern und anzeigen (am besten anonym).

Sprich nicht für andere.

Deine *weißen* Privilegien verantwortungsvoll gegen Rassismus zu nutzen bedeutet keinesfalls, dich selbst in den Vordergrund zu drängen. Sondern stattdessen Schwarze Menschen und People of Color sichtbarer und hörbarer zu machen. Sprich also nicht für andere, sondern mit ihnen, und erfrage am besten direkt, welche Unterstützung überhaupt erwünscht ist. Das könnten die Beteiligung an Demos, die Bereitstellung von Räumlichkeiten für Veranstaltungen oder finanzielle und organisatorische Beiträge sein. Auch das Teilen oder Liken von Postings, Artikeln und Blogbeiträgen kann dazu beitragen, Stimmen of Color lauter zu machen.

Bleib dran.

Auch wenn du dich noch so sehr bemüht: Du wirst Fehler machen. Aber das ist vollkommen normal. Dafür kritisiert zu werden ist kein Grund, sich angegriffen oder beleidigt zu fühlen. Sondern eine Chance dazuzulernen. Suche also nicht nach Rechtfertigungen oder langen Erklärungen. Sondern entschuldige dich einfach und versuche, deine Fehler nicht zu wiederholen. Sei dankbar für jedes Feedback und erwarte nicht, dass Menschen of Color dich kostenlos weiterbilden oder dich mit Dankbarkeit überschütten. Denn Verantwortung für Rassismus zu übernehmen bedeutet in erster Linie, dich selbst kritisch zu hinterfragen. Das ist Arbeit, die du jeden Tag aufs Neue machen musst. Das ist nicht immer einfach, aber dein Bestes im Kampf gegen Rassismus zu geben heißt schließlich nicht, sofort alles richtig zu machen – sondern dranzubleiben.

INFORMIER DICH.

Zum Beispiel online, bei Selbstorganisationen Schwarzer Menschen und People of Color. Mach dich schlau über ihre Arbeit gegen Rassismus. Abonniere ihre Publikationen und verfolge ihre Postings, Blogs, Artikel und Kommentare in deinen sozialen Medien.

ERKENNE DEINE PRIVILEGIEN.

Nutze deine Stimme gegen Rassismus dort, wo du als *weißer* Mensch von Rassismus profitierst. Gegenüber anderen *weißen* Menschen und dort, wo Menschen of Color diskriminiert werden, abwesend sind oder weniger Mitsprache haben.

HÖR ZU.

Hör zu, wenn Schwarze Menschen und People of Color sprechen. Halte deine persönliche Meinung zurück und mach dir bewusst, dass du vieles über Rassismuserfahrungen nicht wissen kannst, weil du sie selbst nicht machst. Und egal, wie unbequem es sich für dich anhören mag: Erkenne die Erfahrungen Betroffener an und glaube ihnen.

BENENNE RASSISMUS.

Benenne Rassismus, wenn du Rassismus erkennst. Und trag so dazu bei, Rassismus sichtbar zu machen und dein Umfeld zu sensibilisieren.

MISCH DICH EIN.

Misch dich ein, widersprich und interveniere bei rassistischer Ausgrenzung und Gewalt und fordere Konsequenzen ein. Bring dich aber nicht selbst in Gefahr.

SPRICH NICHT FÜR ANDERE.

Sprich nicht für andere, sondern mit ihnen. Frag Schwarze Menschen und Menschen of Color, wie du sie am besten unterstützen kannst. Denn für den Ausdruck deiner Solidarität gibt es kein Patentrezept.

BLEIB DRAN.

Akzeptiere, dass du Fehler machst, und versuche, daraus zu lernen. Betrachte deinen Einsatz gegen Rassismus als aktiven Lernprozess und als Chance, dich und dein Umfeld zu verändern.

**„WIR MÜSSEN
IMMER PARTEIISCH SEIN.
NEUTRALITÄT HILFT
DEM UNTERDRÜCKER,
NIEMALS DEM OPFER.
STILLSCHWEIGEN
BESTÄRKT DIE PEINIGER,
NIEMALS DIE
GEPEINIGTEN.“**

“We must always take sides. Neutrality helps the oppressor, never the victim.
Silence encourages the tormentor, never the tormented.”

ELIE WIESEL

ELIE WIESEL (1928–2016) war ein rumänisch-US-amerikanischer Schriftsteller, Publizist und Hochschullehrer. Als Überlebender des Holocaust verfasste er zahlreiche Romane, Dramen und Essays zur Erinnerung an die Opfer. Für sein Engagement gegen Gewalt und Rassismus erhielt er 1986 den Friedensnobelpreis.

Widerständige Perspektiven stärken

**“Caring for myself is not self indulgence,
it is self-preservation and that is an act of political warfare.”***

AUDRE LORDE

Rassismus ist ein machtvoll und meist auch gewaltvolles koloniales Erbe. So machtvoll, dass es zu den Grundfesten der deutschen Gesellschaft gehört. Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind, wissen dies oft nicht bzw. nehmen Rassismus nicht als solchen wahr. Gleichzeitig gehört Rassismus für Schwarze Menschen und People of Color weltweit und somit auch in Deutschland zur „Normalität“ ihres Alltags. Die mitunter täglich gemachten Gewalt- und Unterdrückungserfahrungen haben Auswirkungen auf das seelische, geistige und körperliche Wohlbefinden.

Abgeleitet von dem englischen Wort power – Stärke, Macht – bedeutet empowerment im Deutschen (Selbst-) Ermächtigung, (Selbst-)Stärkung. Bei Empowerment geht es darum, den kolonial-rassistischen Blick individuell für sich selbst, aber auch in kollektiven Prozessen zu dekonstruieren, sprich zu dekolonialisieren. Der Fokus liegt dabei auf der Selbstermächtigung bzw. Selbststärkung. Es geht um das Abstreifen des kolonialen Blickes, die Suche nach dem wahren Selbst und das Entwickeln und Umsetzen von Widerstandsstrategien und -mechanismen innerhalb eines rassistischen Systems.

Dies mag zugegebenermaßen erst einmal sehr wortgewaltig und abstrakt daherkommen. Konkret bedeutet es, für sich und im Kollektiv Ereignisse, Situationen und Momente, die selbstaffirmierende und ermutigende Impulse auslösen, zu schaffen.

Erleben und sehen zum Beispiel Schwarze Kinder und Kids of Color Schwarze Erwachsene in unterschiedlichsten Positionen, stärkt dies ihr eigenes Selbstbild und erweitert ihren Möglichkeitskanon. In einem Kita-Projekt einer Kollegin ging es um Berufe. Ein Schwarzer Junge aus Berlin sagte, als er nach seinem Berufswunsch gefragt wurde: „Ich würde gern Busfahrer, Polizist oder Pilot werden. Aber das geht ja nicht, ich bin ja braun.“ Das Kind hatte durch die fehlende Präsenz von Schwarzen Menschen

in der Öffentlichkeit verinnerlicht, dass diese Berufe etwas sind, zu denen es keinen Zugang hat. Das Kennenlernen eines Schwarzen Busfahrers, generell die Präsenz und Sichtbarmachung von Schwarzen Menschen in allen Bereichen der Öffentlichkeit sind für dieses Kind und alle Kinder of Color ein essenzieller Teil von Empowerment.

Für mich persönlich waren meine ersten wirklich empowernden Momente die Treffen mit anderen Schwarzen Menschen und der Austausch über die ähnlichen Erfahrungen, die wir als Schwarze Menschen machen. Zu begreifen, dass Rassismus kein individuelles Problem von mir, sondern ein strukturelles Problem, ein System ist, in dem wir als Schwarze Menschen und People of Color ähnliche Erfahrungen machen, und der Austausch darüber, waren für mich unglaublich stärkend. Räume zu etablieren, in denen sich Schwarze Menschen und People of Color über ihre Erfahrungen austauschen und sich Wissen um rassistische Strukturen, historische Kontexte aneignen, ist unglaublich empowernd.

Empowerment ist aber noch mehr. Es ist auch ein sowohl praktisches als auch politisches und sogar philosophisches Werkzeug der Selbstorganisation. Mittels empowernder Ansätze kann eine selbstbewusste und selbstbejahende Widerstandskultur entwickelt werden, die sich gegen rassistische Unterdrückungs- und Gewaltstrukturen einsetzt. So versteht sich zum Beispiel die „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“ als Plattform und Werkzeug für die Umsetzung, Sichtbarmachung und Fortführung Schwarzer und widerständiger Perspektiven und Lebensentwürfe. Darüber hinaus ist sie aktiv an der Bündelung Schwarzer Wissensstände und deren Vermittlung in die weiß-deutsche Gesellschaft beteiligt und verschafft somit Schwarzen Perspektiven einen positiven und bestärkenden Rahmen.



TUPOKA OGETTE
ist Experte für Vielfalt und Antidiskriminierung. Sie ist bundesweit als Trainerin, Beraterin und Autorin tätig. Sie lebt mit ihren zwei Söhnen in Berlin.
www.tupokaogette.de

*„Mich um mich selbst zu kümmern ist nicht selbstsüchtig, es dient der Selbsterhaltung, und das ist ein Akt des politischen Widerstands.“

„Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“

Rassismus in unserer Sprache ist ein regelmäßiges Streitthema. Die Fronten wirken verhärtet, eine Auseinandersetzung mit rassistischer Sprache lohnt sich dennoch.

„Folgen Sie dem Ruf exotischer Frauen, rassiger Zigeuner und mutiger Stierkampfhelden nach Spanien, dem Land der Sonne und Kastagnetten“: Was sich wie eine übersteigerte Auflistung rassistischer Stereotype liest, stammt tatsächlich aus der Einladung zu den „Opern & Operetten Festspiele“ Magdeburg 2005. Gut zehn Jahre später ist zwar einiges besser, aber nicht vieles anders geworden. Seien es nun gut gemeinte Kulturveranstaltungen oder Medienberichte, Schulbücher oder unser ganz alltäglicher Sprachgebrauch – in vielen Bereichen finden sich rassistische Benennungen und Redewendungen, die benutzt werden, teilweise ohne dass den Sprechenden die Problematik bewusst ist.

Das wird etwa deutlich, wenn man den Begriff „Afrikafest“ googelt: Die Trefferliste beinhaltet unterschiedlichste Kulturveranstaltungen, bei denen in bester Absicht ein rassistisches Vorurteil ans andere gereicht wird. Da ist von „rhythmischen Trommeln“ und „exotischen Genüssen“ die Rede, während sich auf den Veranstaltungsplakaten Elefanten, halb bekleidete Schwarze Menschen und Savannenlandschaften finden – wenige Worte und Bilder genügen, um einen ganzen Kontinent auf gängige Klischees zu reduzieren.

Diese Etiketten sind das Ergebnis eines unbedachten, im schlimmsten Fall ignoranten Umgangs mit Sprache, der Menschen

diskriminiert. Welche Auswirkungen derartige Benennungen haben können, zeigte sich etwa in der sogenannten Kinderbuchdebatte im Dezember 2012: Damals wurde quer durch die Feuilletons und in der breiten Öffentlichkeit über rassistische Sprache in Kinderbüchern gestritten, ausgelöst durch den Leserbrief der kleinen Ishema Kane an *Die Zeit*. Zuvor hatte die Wochenzeitung einen Artikel veröffentlicht, der sich gegen die Tilgung des N-Wortes aus Kinderbüchern ausspricht – eine Position, die die Neunjährige verletzte, wie sie schrieb.



ALICE LANZKE

arbeitet als freie Journalistin für diverse Medien und als Projektleiterin bei den Neuen deutschen Medienmachern. Ihre Schwerpunkte sind diskriminierungssensible Sprache sowie gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in sozialen Netzwerken.

Im Alltag begegnen einem immer wieder Menschen, die es treffend finden, von „rassigen Tänzerinnen“ und „exotischen Trommelklängen“ zu schwärmen: Adjektive, die durch Rassentheorie und Kolonialzeit geprägt wurden und so nicht nur aufgrund ihres pauschalisierenden Charakters problematisch sind. Und selbst Begriffe wie „Mohrenkopf“ oder „Zigeunerschnitzel“ erweisen sich als hartnäckige, sprachliche Wiedergänger. Obwohl diese Bezeichnungen aus ganz unterschiedlichen Kontexten stammen, haben sie doch eines gemeinsam: Sie machen deutlich, wie fest verankert Rassismen in unserem täglichen Sprachgebrauch sind; Bemühungen, sie aufzugeben, verursachen Debatten.

Schnell fällt das Wort von der „Sprachpolizei“, wird übersteigerte Sensibilität diagnostiziert oder aber gleich eine vermeintliche „Sprachdiktatur“ angeprangert.

„Stell dich nicht so an ...“

Das haben zum Beispiel die Neuen deutschen Medienmacher (NdM) erfahren, als sie 2014 ihr Glossar mit „Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland“ vorstellten. Die NdM sind ein bundesweiter Zusammenschluss von Medienschaffenden mit

Das Glossar der Neuen deutschen Medienmacher **Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland** ist nicht nur als Broschüre erschienen, sondern auch online unter <http://glossar.neuemedienmacher.de> zu finden.

unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, die sich als gemeinnütziger Verein seit 2008 für mehr Vielfalt in den Medien, migrantische Perspektiven in der Berichterstattung sowie einen diskriminierungsfreien öffentlichen

Diskurs einsetzen. Ebenjener Diskurs soll durch das Glossar gefördert werden, indem etwa problematische Begriffe aus den Themenbereichen „Flucht und Asyl“, „Migration“ oder „Islam“ vorgestellt werden, erläutert wird, worin die Problematik besteht, und alternative Benennungsmöglichkeiten aufgezeigt werden.

Ausdrücklich als „Debattenbeitrag“ und „Hilfestellung“ für die tägliche Redaktionsarbeit eingeführt, gab es dennoch einige Kritiker_innen, die der Publikation als Ganzem vorwarfen, eine überbordende Political Correctness zu propagieren, die Sprache gleichschalten zu wollen oder übertriebenes „Gutmenschentum“ zu fördern.

Ein weiterer häufiger Vorwurf: Man solle sich nicht so „anstellen“, es gehe schließlich nur um Worte. Diese Haltung verkennt die Bedeutung und Wirkung von Sprache. Sprache beeinflusst unsere Wahrnehmung und damit auch unsere gesellschaftliche Realität. Sie findet nicht im luftleeren Raum statt, sondern ist immer auch Ausdruck von (Macht-)Verhältnissen. Und: Sprache ist niemals neutral. So verschleiert beispielsweise das vermeintlich objektive Wort von der „Entdeckung Amerikas“, dass eine brutale und unzählige Menschenleben kostende Kolonialisierung stattfand. Noch deutlicher wird das Problem beim Begriff „Reichskristallnacht“: Obwohl weit verbreitet, handelt es sich doch um die beschönigende Bezeichnung der Reichspogromnacht, welche den Auftakt der systematischen Judenvernichtung bildete.

Mehr als ein Werkzeug

Gerade aktuelle Diskussionen folgen dabei einem immer gleichen Muster: Jemand äußert Kritik an diskriminierendem Sprachgebrauch, es folgt eine heftige Diskussion, die Kritik wird als übertrieben diffamiert und die Debatte schläft wieder ein. Oft genug wird der Streit dabei auf einer Ebene ausgefochten, die Sprache als bloßes Werkzeug sieht – als Instrument, dessen Regeln sich im korrekten Gebrauch des „Dudens“ und der Beherrschung von Grammatik und Zeichensetzung erschöpfen, als wertfreies Mittel der Informationsvermittlung. Doch Sprache ist viel mehr als das:

Sie ist eine Grundlage unseres menschlichen Miteinanders, ihr bewusster Gebrauch ein Zeichen gegenseitigen Respekts. Zu jenem Respekt gehört, jeder und jedem zuzugestehen, dass sie oder er selbst bestimmt, wann eine Bezeichnung als diskriminierend erlebt wird.

Wenn also etwa Schwarze Menschen das N-Wort als rassistisch empfinden, dann hat das nichts mit Zensur, Überempfindlichkeit oder Denkvorschriften zu tun, sondern ist einfach das legitime Einfordern von Respekt und Ausdruck einer Selbstverständlichkeit in unserer heutigen pluralen Gesellschaft. Doch warum ist der Widerstand gegen solche Selbstverständlichkeiten so heftig? Kritik an diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch reiht sich oft ein in eine ganze Liste antimodernistischer Tendenzen, zu denen nicht selten ebenso Antifeminismus, Rechtspopulismus oder Homophobie gehören. Gemein ist ihnen die Ablehnung von Weltoffenheit, Vielfalt und Toleranz – Eigenschaften, die von den entsprechenden Gesinnungsgenossen als anstrengend, weltfremd und überflüssig bezeichnet werden.

Das gemeinsame Mantra lässt sich in den meisten Fällen auf ein „Früher war alles besser“ herunterbrechen. Tatsächlich scheint gerade beim Thema „Rassismus und Sprache“ die Vergangenheit einfacher gewesen zu sein: Kritischer Sprachgebrauch war einmal eine fast ausschließlich akademisch geführte Diskussion. Doch einfacher heißt in diesem Fall nicht besser. Es mag sein, dass die Sprache früher weniger Fallstricke bot, doch wurden auch viel mehr Menschen durch unbedachten Sprachgebrauch verletzt. Der Unterschied: Heute erheben diese Menschen ihre Stimme und benennen rassistische Zu- und Beschreibungen in unserer Sprache deutlich.

Dass wir uns nun öffentlich darüber streiten, ob es einen Unterschied zwischen „Migranten“, „Einwanderern“ und „Zuwanderern“ gibt, ob es „Flüchtling“ oder „Geflohener“ heißen sollte und wann ein „besorgter Bürger“ doch einfach nur ein „Nazi“ ist, kann insofern schon fast als Fortschritt bezeichnet werden. Denn Stück für Stück rückt so ins öffentliche Bewusstsein, dass Sprache verschiedene, komplexe Dimensionen hat. Entsprechend geht es nicht immer nur darum, was gesagt wird, sondern auch um das „Wie?“ und um die Frage, wer mit wem über wen spricht. Sprache wird vor diesem Hintergrund zu einer täglichen Chance, Einfluss auf unsere Gesellschaft und ihre Werte zu nehmen.

Wir danken dem Internetportal www.kultur-oeffnet-welten.de, den dort erstmals erschienenen Text von Alice Lanzke hier in einer leicht gekürzten Fassung veröffentlichen zu dürfen.

In dem Maße, in dem Sprache Wirklichkeit formt, bietet sie schließlich auch die Möglichkeit, an dieser Formung teilzuhaben – im Guten wie im Schlechten. Denn schon der von den Nazis verfolgte jüdische Romanist und Politiker Victor Klemperer bemerkte, dass Wörter wie winzige Arsendosen wirken können: „Sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“

GLOSSAR

Ausländer ist als Bezeichnung für Menschen ohne deutsche Staatsbürgerschaft korrekt. Als Synonym für Einwanderer ist er dagegen falsch, da die meisten Migranten und ihre Nachkommen keine Ausländer mehr sind, sondern Deutsche. Grundsätzlich verortet „Ausländer“ Menschen im Ausland und klingt nicht nach jemandem, der/die den Lebensmittelpunkt in Deutschland hat.*

Farbige/farbig ist ein kolonialistischer Begriff und negativ konnotiert. Eine Alternative ist die Selbstbezeichnung **People of Color** (**PoC**, Singular: **Person of Color**). Begriffe wie „Farbige“ oder „Dunkelhäutige“ lehnen viele **People of Color** ab. Die Initiative „der braune mob e. V.“ schreibt: „Es geht nicht um ‚biologische‘ Eigenschaften, sondern gesellschaftspolitische Zugehörigkeiten.“ Um das deutlich zu machen, plädieren sie und andere dafür, die Zuschreibungen **Schwarz** und **Weiß** groß zu schreiben.* Eine alternative Schreibweise ist, *weiß* klein und kursiv zu schreiben.

Institutioneller Rassismus liegt vor, wenn eine Institution in ihrer Gesamtheit Menschen aufgrund ihrer phänotypischen Merkmale, ihres kulturellen Hintergrunds oder ihrer tatsächlichen oder angenommenen ethnischen Herkunft unangemessen oder gar rassistisch behandelt. Institutioneller Rassismus kann in Abläufen, Einstellungen und Verhaltensweisen sichtbar werden, die durch unbewusste Vorurteile, Nichtwissen, Gedankenlosigkeit und rassistische Stereotype zu Diskriminierung und einer Benachteiligung von Personen oder Gruppen führen.^[1]

Menschen mit Migrationshintergrund sind nach statistischer Definition in Deutschland lebende **Ausländer**, eingebürgerte Deutsche, die nach 1949 in die Bundesrepublik eingewandert sind, sowie in Deutschland geborene Kinder mit deutschem Pass, bei denen sich der Migrationshintergrund von mindestens einem Elternteil ableitet. Zunächst wurde „Personen mit Migrationshintergrund“ in der Verwaltungs- und Wissenschaftssprache verwendet. Doch als durch Einbürgerungen und das neue Staatsangehörigkeitsrecht von 2000 der Begriff Ausländer nicht mehr funktionierte, um Einwanderer und ihre Nachkommen zu beschreiben, ging die Formulierung auch in die Umgangssprache ein. Inzwischen wird der Begriff von manchen als stigmatisierend empfunden, weil damit mittlerweile vor allem (muslimische) „Problemgruppen“ assoziiert werden.* Zudem erfasst der Begriff nicht alle **People of Color**, da der Definition zufolge der Migrationshintergrund verschwinden kann, Menschen jedoch teilweise weiterhin rassistisch markiert werden.

Migranten werden vom Statistischen Bundesamt als Menschen definiert, die nicht auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik, sondern im Ausland geboren sind. Rund die Hälfte davon sind Deutsche, die andere Hälfte hat eine ausländische Staatsangehörigkeit. Im Diskurs wird dieser Begriff häufig irrtümlich als Synonym für **Menschen mit Migrationshintergrund** verwendet.*

People of Color / Menschen of Color ist „eine internationale Selbstbezeichnung von/für Menschen mit Rassismuserfahrungen. Der Begriff markiert eine politische gesellschaftliche Position und versteht sich als emanzipatorisch und solidarisch. Er positioniert sich gegen Spaltungsversuche durch Rassismus und Kulturalisierung sowie gegen diskriminierende Fremdbezeichnungen durch die *weiße* Mehrheitsgesellschaft.“^[2]

Der Begriff „Rasse“ ist – insbesondere im deutschen Sprachgebrauch – problematisch, da er mit einem wissenschaftlich nicht haltbaren biologischen Konzept verbunden und nicht als soziale Konstruktion verstanden wird.^[3] Biologisch unterschiedliche „Menschenrassen“ aufgrund von äußeren Merkmalen herzuleiten entsagt jeglicher wissenschaftlichen Basis. Der Begriff steht für eine lange Geschichte rassistischer Vernichtung und Gewalt. Die UNESCO hat bereits 1950 festgestellt, dass er für ein gesellschaftliches Konstrukt steht, das unermessliches Leid verursacht hat.^[4]

Roma ist sowohl eine Selbstbeschreibung als auch der Oberbegriff für eine heterogene Gruppe von Menschen, die vor über 1.000 Jahren, vermutlich aus Indien, nach Europa ausgewandert ist. Da sie sich durch verschiedene Sprachen, Religionen und Gewohnheiten voneinander unterscheiden, sprechen Experten häufig von **Romgruppen** oder **Angehörigen der Roma-Minderheiten**. Im männlichen Singular spricht man von **Rom** (Plural: **Roma**), im weiblichen Singular von **Romni** (Plural: **Romnja**). Bis in die 70er war die verunglimpfende Bezeichnung „Zigeuner“ in Deutschland gängig.*

Schwarze Menschen ist eine Selbstbezeichnung und beschreibt eine von Rassismus betroffene gesellschaftliche Position. „Schwarz wird großgeschrieben, um zu verdeutlichen, dass es sich um ein konstruiertes Zuordnungsmuster handelt und keine reelle ‚Eigenschaft‘, die auf die Farbe der Haut zurückzuführen ist. So bedeutet **Schwarz-Sein** in diesem Kontext nicht, einer tatsächlichen oder angenommenen ‚ethnischen Gruppe‘ zugeordnet zu werden, sondern ist auch mit der gemeinsamen Rassismuserfahrung verbunden, auf eine bestimmte Art und Weise wahrgenommen zu werden.“^[5]

Sinti ist die Bezeichnung für Nachfahren der **Romgruppen**, die bereits seit dem 15. Jahrhundert in den deutschsprachigen Raum eingewandert sind. Sie wird nur in Deutschland, Österreich und Teilen Norditaliens verwendet. Der weibliche Singular ist **Sintiza** (Plural **Sintize**), der männliche Singular ist **Sinto** (Plural **Sinti**).*

Türkischstämmige (Bürger) ersetzt oftmals die früher gängige Bezeichnung Türken und berücksichtigt, dass fast die Hälfte davon inzwischen deutsche Staatsbürger sind. Korrekter ist allerdings die Bezeichnung **türkeistämmige Menschen**, da viele Einwanderer(-kinder) aus der Türkei Kurden oder Angehörige anderer Minderheiten sind und sich nicht als „türkisch“ verstehen.*

„*Weiß*“ und „*Weißsein*“ bezeichnen ebenso wie „*Schwarzsein*“ keine biologische Eigenschaft und keine reelle Hautfarbe, sondern eine politische und soziale Konstruktion. Mit *Weißsein* ist die dominante und privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus gemeint, die sonst zumeist unausgesprochen und unbenannt bleibt. *Weißsein* umfasst ein unbewusstes Selbst- und Identitätskonzept, das *weiße* Menschen in ihrer Selbstsicht und ihrem Verhalten prägt und sie an einen privilegierten Platz in der Gesellschaft verweist, was z. B. den Zugang zu Ressourcen betrifft. Eine kritische Reflexion von *Weißsein* besteht in der Umkehrung der Blickrichtung auf diejenigen Strukturen und Subjekte, die Rassismus verursachen und davon profitieren, und etablierte sich in den 1980er Jahren als Paradigmenwechsel in der englischsprachigen Rassismusforschung. Anstoß hierfür waren die politischen Kämpfe und die Kritik von **People of Color**.^[6]

*Diese Definitionen stammen aus dem Glossar **Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland** der Neuen deutschen Medienmacher, 2015, www.neuemedienmacher.de

[1] **The Stephen Lawrence Inquiry. Report of an inquiry by Sir William Macpherson of Cluny**, Februar 1999, Kapitel 6.34

[2] Amadeu-Antonio-Stiftung, **Glossar: Antisemitismus- und rassismuskritische Jugendarbeit**, 2014, www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/juan-faecher.pdf, S. 15

[3] Hendrik Cremer, „... und welcher Rasse gehören Sie an?“ **Zur Problematik des Begriffs „Rasse“ in der Gesetzgebung**, hrsg. vom Deutschen Institut für Menschenrechte, 2. Aufl., 2010, www.institut-fuer-menschenrechte.de

[4] UNESCO, **Statement on Race**, Paris 1950

[5] Jamie Scheerer, Hadija Haruna, Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), **Über Schwarze Menschen in Deutschland berichten**, Blogbeitrag, 2013, <http://isdonline.de/uber-schwarze-menschen-in-deutschland-berichten>

[6] **Wer anderen einen Brunnen gräbt ... Rassismuskritik // Empowerment // Globaler Kontext, Glossar**, Blogbeitrag, <https://weranderneinenbrunnengraebt.wordpress.com/glossar/>

INFORMIER DICH

Dies ist nur eine kleine Auswahl an Büchern, informier dich weiter.

Es ist spannend, andere Perspektiven kennenzulernen.

Weitere Informationen findest du auch unter www.amnesty.de/gegen-rassismus

FRANTZ FANON
**Schwarze Haut,
weiße Masken**
1985

KATHARINA OGUNTOYE
MAY AYIM
DAGMAR SCHULTZ (Hrsg.)
**Farbe bekennen.
Afro-deutsche Frauen auf den
Spuren ihrer Geschichte**
1986

MAY AYIM
**Grenzenlos und
unverschämt**
1997

OLUMIDE POPOOLA
BELDAN SEZEN (Hrsg.)
**Talking Home – Heimat aus
unserer eigenen Feder.
Frauen of Color in Deutschland**
1999

GRADA KILOMBA
„Don't You Call Me Neger“
2004

SUSAN ARNDT
MAUREEN MAISHA EGGERS
GRADA KILOMBA
PEGGY PIESCHE (Hrsg.)
**Mythen, Masken und Subjekte.
Kritische Weißseinsforschung
in Deutschland**
2005

GRADA KILOMBA
**Plantation Memories.
Episodes of Everyday Racism**
2008

NOAH SOW
**Deutschland Schwarz *Weiß*.
Der alltägliche Rassismus**
2008

SUSAN ARNDT
NADJA OFUATEY-ALAZARD (Hrsg.)
**Wie Rassismus aus Wörtern spricht –
(K)erben des Kolonialismus
im Wissensarchiv deutsche Sprache.
Ein kritisches Nachschlagewerk**
2011

MUTLU ERGÜN
**Kara Günlük, Die geheimen
Tagebücher des Sesperado**
2012

KIEN NGHI HA
**Asiatische Deutsche.
Vietnamesische Diaspora
and Beyond**
2012

SHARON DODUA OTOO
**die dinge, die ich denke,
während ich höflich lächle ...
Eine Novelle**
2012

MARKUS END
**Antiziganismus in der deutschen
Öffentlichkeit – Strategien und
Mechanismen medialer Kommunikation**
2014

YASEMIN SHOOMAN
**„... weil ihre Kultur so ist“.
Narrative des anti-
muslimischen Rassismus**
2014

GUDRUN HENTGES
KRISTINA NOTTBOHM (Hrsg.)
Sprache – Macht – Rassismus
2014

AMADEU-ANTONIO-STIFTUNG
Kritik oder Antisemitismus? Eine pädagogische Handreichung zum Umgang mit israelbezogenem Antisemitismus
2015

ZÜLFUKAR ÇETIN
SAVAŞ TAŞ (Hrsg.)
**Gespräche über Rassismus.
Perspektiven & Widerstände**
2015

KIEN NGHI HA
NICOLA LAURÉ AL-SAMARAI
SHEILA MYSOREKAR (Hrsg.)
re/visionen
2016

CAMILLA RIDHA
CHRISTELLE NKWENDJA-NGNOUBAMDJUM
DENISE BERGOLD-CALDWELL
ELEONORE WIEDENROTH-COULIBALY
HADIJA HARUNA-OELKER
LAURA DIGOH (Hrsg.)
**Spiegelblicke. Perspektiven Schwarzer
Bewegung in Deutschland**
2016

NKECHI MADUBUKO
**Empowerment als Erziehungsaufgabe.
Praktisches Wissen für den Umgang
mit Rassismuserfahrungen**
2016

FATIMA EL-TAYEB
**Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen
in der postmigrantischen Gesellschaft**
2016

AMNESTY INTERNATIONAL Sektion der Bundesrepublik Deutschland e. V. . Zinnowitzer Str. 8 . 10115 Berlin

T: +49 30 420248-0 . F: +49 30 420248-488 . E: info@amnesty.de

SPENDENKONTO . DE 233 702050 0000 8090100 . Bank für Sozialwirtschaft . BFS WDE 33XXX

Redaktion: MARIEME AGNE, HENRIK BORNEMANN, ALEXANDER BOSCH, MICHAEL BRAUCHLI, TIMM CHRISTMANN, TAHIR DELLA, KATHARINA HOMERING, KAROLIN NEDELDMANN, ANNE-CATHERINE PAULISCH, MARIE PIPER und VANYA PÜSCHEL, Lektorat: www.text-arbeit.net, Foto Marieme Agne: MAXIMILIAN GRÜTTNER, Foto Toan Quoc Nguyen: TOAN QUOC NGUYEN, Foto Marie Piper: JUDITH AFFOLTER, Foto Tupoka Ogette: ALFRED TROWERS, Foto Alice Lanzke: STEPHAN PRAMME, Fotografie: JUDITH AFFOLTER, Gestaltung: MICHAEL BRAUCHLI

© Amnesty International, 2. aktualisierte Auflage, März 2017, Art.-Nr. 51116, V.i.S.d.P.: Timm Christmann

 www.amnesty.de

 [www.twitter.com/amnesty_de](https://twitter.com/amnesty_de)

 www.facebook.com/amnestydeutschland

**„WIR KÖNNEN NICHTS DAFÜR,
DASS WIR SO VIEL
RASSISTISCHEN UNSINN
BEIGEBRACHT BEKOMMEN HABEN.
WIR KÖNNEN IHN JETZT
ABER LOSWERDEN.“**

NOAH SOW

**AMNESTY
INTERNATIONAL**

